Gustav Schröer

Der Streiter Gottes

Ein Lutherbuch

JACOBS

AUS KLAREN QUELLEN

Der Streiter Gottes

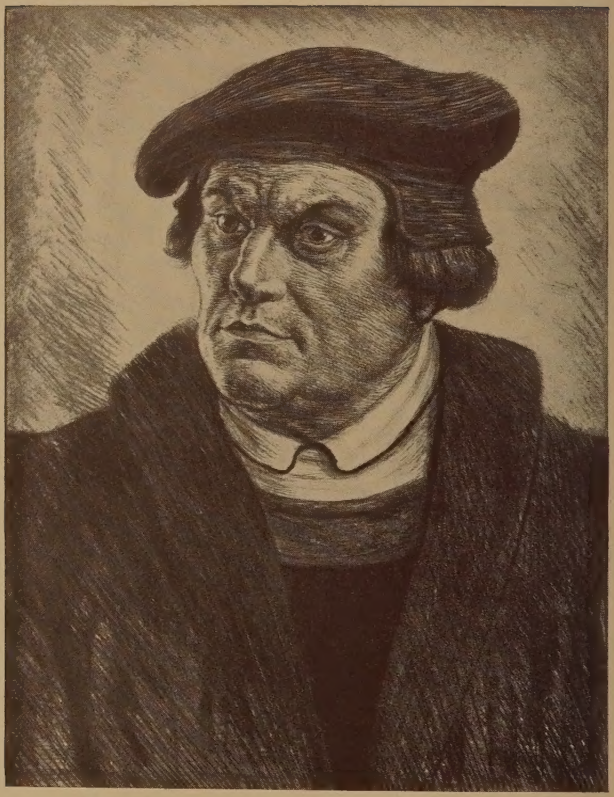
Ein Lutherbuch

Es ist das Jahr 1521. Nachdem Luther im Dezember einen kurzen Besuch in Wittenberg gemacht hatte, war er auf die Wartburg zurückgekehrt, den Wunsch der Freunde im Herzen, mit der deutschen Übersetzung des Neuen Testaments zu beginnen. Wie er nun in niemals wieder erreichtem Verständnis der deutschen Geistesart das Deutsch des Weihnachts-Evangeliums schafft, das wird hier zum Ausgangspunkt eines neuen Luther-Romans, der die inneren und äußeren Kämpfe des Reformators im Bauernkrieg, im Wittenberger Leben, in Marburg und auf der Feste Koburg in den Rahmen einer starken epischen Dichtung spannt. Gustav Schröer zeigt damit zu rechter Stunde dem evangelischen Deutschland den an seinem Werk wachsenden Helden, der sich durchaus als Gottes Beauftragter fühlte und der siegte, weil er sich auf Gottes Wort gründete und sich unentwegt an seinen Gott hielt. Luthers Menschentum, das voller Freude, aber auch voller Zorn sein konnte, wird hier klar und anschaulich gezeichnet. Ein Leben, das eine Welt für sich ist und sich eine Welt untertan machte, breitet sich vor uns aus, und meisterhafte Erzählerkunst, getragen von einem dichterischen Schwung, weiß der Gegenwart jene Zeit eindringlich darzustellen, da Luthers Lehre von der Rechtfertigung folgerichtig nunmehr auch den ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit im Raum der eigenen Geschichtsepoche erfordert.

Charlotte Knull

Sechsundzwanzigster Band

Hanfstaengel's Nachf., Berlin SW



D. Martin Luther

Von Karl Bauer

Der Streiter Gottes

Ein Lutherbuch

von

Gustav Schröer

11.–15. Tausend

Quell-Verlag Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1933 by Quell-Verlag, Stuttgart
Buchschmuck, Einband und Umschlag von Walter Jacobs, Stuttgart
Druck: Chr. Verlagshaus G.m.b.H., Stuttgart
Printed in Germany

I.

Der Junker Jörg erhob sich schwer aus dem Sessel. Das Kreuz schmerzte ihn, und indes er im Gemach auf und ab lief, drückte er die rechte Hand in den Rücken. Eine Weile noch war sein Gesicht versonnen mit einem Anflug von Verstimmung. Dann lachte er. Martine, ein bißchen Kreuzweh ist noch lange kein Kreuz!

Er trat an das Fenster und öffnete den Flügel. Was für eine Herrlichkeit draußen! Ein solches Bild sah man um Wittenberg nicht. Es war einen Tag vor Weihnachten. Das ganze Thüringer Land lag unter weißem, glitzerndem Schnee, und weil gestern und vorgestern die Nebel gebraut hatten, hing heute jeder Zweig dick voll Rauhreif.

Die Morgensonne goß roten Schein in alle Täler und über alle Berge. Über der Rhön aber lagerte ein feiner grauer Dunst, und am Himmel hingen Wolken, die wie mit einem Besen hin-

gewischt waren. Das deutete auf Wind. Vorläufig jedoch rührte sich draußen noch kein Zweig. Vom Berghange herauf strebte eine Tanne, und ihr Wipfel stand gerade vor des Junkers Fenster. Die Sonne umspann den Baumwipfel, daß er rotgolden in einer fast überirdischen Pracht leuchtete. Wie kunstvoll bearbeitetes Glas hingen die Kristalle an den Zweigen, und jede einzelne Tannennadel war zum Zierat umgeschaffen. Ein Kreuzschnabel flog in den Baumwipfel. Der Rauhreif stiebte, die Pracht zerriß, aber ein neues und größeres Wunder tat sich auf. Um Weihnachten eine Kinderstube mit hungrigen Schnäbeln und emsig ab und zu fliegenden Eltern!

Junker Jörg neigte sich weit aus dem Fenster, so weit, daß auch *sein* Gesicht von der Morgensonne überstrahlt ward. Und dies Antlitz, vor dessen Klarheit und Entschiedenheit Fürsten und Kardinäle verwundert gestanden hatten, war, aller Spannung und alles Kampfwillens bar, das eines froh verwunderten Kindes. „Ei", sagte der Mann, behaglich schmunzelnd, „was gebt ihr doch für ein gutes Beispiel, ihr rotbrüstigen Gesellen, die ihr euer Glück mitten in Frostschauern zu bauen wißt. Also will ich es auch halten in meines Gottes Gnade, und es soll mir mit seiner Hilfe auch das schwere Kunststück gelingen, mich sogar des Frostes, der mich bedroht, zu freuen. Ist es nicht so, daß, wenn der harte Winter nicht über mich kam, ich wohl kaum so rasch heimgefunden hätte an den wärmenden Ofen des lauteren Wortes?"

Er trat vom Fenster an den Tisch zurück, strich mit liebkosender Hand über die aufgeschlagenen Blätter und lächelte, weil er es nicht gewahr geworden, daß ihm eine Magd inzwischen die Morgensuppe neben die Schriften gestellt hatte. Die Unschlittkerze hatte die ganze Nacht gebrannt. Martin Luther war in einem Lande gewandelt, dessen Sonne so warm gestrahlt, daß

er der Winterkälte nicht inne geworden war, und dessen Weiten so köstlich und glücklich gewesen waren, daß er der rinnenden Stunden vergessen hatte. Das Lager stand unberührt, aber es waren trotzdem nicht viele Blätter, die des Doktors Feder vollgeschrieben. Nun löffelte er die Morgensuppe und aß das harte Schwarzbrot, aber er wußte kaum, was er tat, lächelte und strich mit der Linken wieder über die Blätter. Ja, nun stand es da, ganz schlicht und so, als hätte es eine Mutter ihrem Kinde vor dem Einschlafen in das lauschende Herz hinein gesprochen: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Der einfachste Mann konnte es sprechen und die schlichteste Frau es beten, das Kind konnte es begreifen, und der Weise es lehren, aber wieviel Steine hatten zuvor da gelegen, wo der Weg jetzt so glatt ging, wieviel Gestrüpp da gestanden, wo jetzt Rosen blühten!

Gab es nicht Bibelübersetzungen genug? Der Papst und die Kardinäle waren dagegen, daß das Wort Gottes unmittelbar in der Laien Hände komme. Trotzdem war die Bibel schon achtzehnmal verdeutscht. Immer aber wanderte sie noch an den Häusern, den Tischen, den Krankenlagern vorüber; denn die Männer, die sie übersetzt, hatten den Leuten nicht „aufs Maul" gesehen und nicht so gesprochen, wie der gemeine Mann redet. Das zu tun und doch auch nicht das Kleinste vom Worte hinweg zu nehmen oder ihm hinzu zu fügen, das eben war es, was Luther als die ihm von Gott gewordene Aufgabe ansah.

Nun mochte es wohl gehen und recht sein: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. — Luther stützte das Haupt in die Linke. Ich möchte, daß kein Mensch seinen Glauben mehr aus anderem schöpft, als unmittelbar aus dem lauteren Quell, den Gott selber uns angeschlagen.

Er strich den blonden Bart zur Seite. Da stand das Bett,

unberührt und mahnend, des Schlafs nicht zu vergessen, aber wer mochte schlafen, wenn draußen ein winterlich Wunderland rief und sich das Herz mit einem Gedanken trug, der sich darstellte als eine Kammer, hinter deren Tür vom Köstlichen das Köstlichste ruhte? Die Hand lag längst auf der Klinke der Tür, aber sie vermochte nicht, sie niederzudrücken.

Im Burghof verhandelte Hans von Berlepsch, der Burghauptmann, mit den Knechten. Die Bauern fuhren Zins an, und es galt, ihnen genau auf die Finger zu sehen; denn sie murrten nicht nur über die ihnen auferlegten Abgaben, sondern versuchten, Schlechtes einzuschmuggeln, wo sie Gutes zu liefern verpflichtet waren. Breitbeinig stand der Ritter da und erwiderte den Morgengruß des Junkers. Dabei faßte er ihn scharf ins Auge. Er wußte, daß der Junker die Nacht über wieder nicht geschlafen hatte. Dessen Gesicht aber war so klar und schattenlos, daß der Burghauptmann verwundert den Kopf schüttelte.

„Mir scheint", sagte er, indem er mit dem Junker beiseite ging, „Ihr habt die Kraft zweier Männer in Euch, denn wie kann das ein Mensch sonst aushalten."

Der Junker lachte. „Was wißt Ihr denn, Herr Ritter, welch köstlichen Trank ich trinke, so daß ich des Schlafes gern entbehren kann."

„Hm. Mit Hunger und Durst hat das wohl wenig zu tun."

„Gerade mit Hunger und Durst."

„Ich bin ein ungelehrter Mann und vermag keine Rätsel zu lösen. — Wollt Ihr in die Stadt hinab?"

„Nein. Was sollte ich in der Stadt?"

„So nehmt den Knaben mit. Das Ungeziefer liebt den Frost, und es möchte sein, daß Ihr mit einem zusammen stießet, dem man besser aus dem Wege geht."

„Laßt den Knaben hier. Ich gehe nicht weiter als zum Schmied Bertram und möchte allein sein."

„Dann nehmt wenigstens den Jagdspieß; denn wehrloser Mann ehrloser Mann."

Einer der Knechte mußte dem Junker den scharfen Jagdspieß reichen. Mit langen Schritten ging er über den Burghof und wandte sich zur Rechten, dem Tale zu. Über ihm und um ihn glitzerte und gleißte es. Die Sonne grub Lichtbahnen in den Forst, und es war eine Herrlichkeit, wie sie nur das Märchenland kannte, das die vielsorgende Mutter einst in kargen Schummerstunden ihren Kindern am Mansfelder Herd aufgetan. Hundertmal hatte der Schreitende die Wartburg und ihre Wälder in der Zeit im Schmucke des Rauhreifs gesehen, da er als Schüler im Hause der frommen Frau Cotta gelebt und als hurtiger Bursche in den Freistunden mit anderen durch den Winter geschweift war, aber heute war ihm die Herrlichkeit geradezu überwältigend. So glücklich und bewegt er sie jedoch genoß, er versank nicht wunschlos in ihr. Es war ihm, als höre er in der Ferne eine Glocke läuten mit so mächtigem Schalle, daß er die ganze Christenheit aufwecken mußte. Der Glocke strebte er zu und kam doch auch nicht einen Schritt näher, so daß er schmerzhaft die Augen schloß, um in sich hinein zu lauschen und den Weg dahin zu erspähen.

Wohl kam nun Glockenklang durch den Wald her, aber es war nicht die Glocke, die er in sich hörte. Die Glocke hing am Himmel, und der Klang, der durch die Stämme herüber sang, war irdisch. Meister Bertram, der Schmied, hämmerte mit mächtigen Schlägen auf glühendes Eisen, und immer, wenn er drei, vier Schläge getan hatte, die dumpf und weich klangen, ließ er den Hammer etliche Male auf dem helltönenden Amboß tanzen. Der Junker trat in die Schmiedehalle. Die Ärmel an den

dichtbehaarten Armen hochgeschlagen, das lederne Schurzfell vor, eine Lederkappe auf dem Kopfe, arbeitete Meister Bertram an einem Radreifen. Er hatte leuchtende braune Augen, das bartumrahmte Mannesantlitz war ernst und klug.

„Gott zum Gruß, Meister", sagte der Junker und lehnte den Spieß in die Ecke.

„Gott zum Gruß, Junker. Ich hatte vermeint, Ihr würdet heute auf der Burg bleiben."

„Warum?"

„Weil ich Euer Licht die ganze Nacht brennen sah."

„Was kümmert Euch mein Licht?"

„Ihr habt recht, Junker, aber unsereins schläft wenig, wenn man weiß, daß Unruhe in der Luft liegt."

„Wo sollte denn Unruhe in der Luft liegen? Kein Zweig rührt sich, es sei denn, daß eine Meise darauf fliegt."

„Wartet nur noch ein paar Stunden, dann werden wir nicht nur Wind, sondern Sturm haben."

Der Junker schüttelte den Kopf. „Das Paradies mag kaum schöner sein, als es heute der Wald ist, und das sollte mit einem Hui weg sein?"

„Wißt Ihr nicht, Junker, daß, wenn der Herrgott eine Kirche baut, der Teufel eine Kapelle daneben setzt?"

„Ob ich das weiß? Ach, Meister..." Der Mann lächelte.

„Seid Ihr niemand begegnet, Junker?"

„Niemand. Wen glaubt Ihr denn unterwegs?"

Der Schmied raunte: „Es geht ein Gerede durch das Land, daß Martinus Luther, der Kaiser und Papst in Worms ein Licht aufgesteckt hat, daran sie sich die Finger verbrannten, nicht tot, sondern im Lande sei."

„Und wenn das wahr wäre?"

„Wenn das wahr wäre? Dann sollten alle deutschen Christenmenschen dem Herrgott danken und bitten, daß er ihnen den Luther erhalte."

„Was liegt am Luther? Ist er mehr als der Geringste unter den Geringen?"

„Wer den armen Menschen die Wahrheit gibt, der ist der Größte unter den Großen."

„Wisset Ihr, was Wahrheit ist?"

„Ja. Wahrheit ist es, wenn wir Gottvater und seinen Sohn sehen dürfen wie sie sind, und sie nicht mehr sehen, wie sie uns Mönche und Pfaffen zeigen."

„Und wer sie Euch so sehen lehrt, der sollte der Größte unter den Großen sein? Und für einen solchen haltet Ihr Martinus Luther?"

„Ja, so wahr Gott ihm und mir helfe."

„Wie unrecht tut Ihr doch dem Martinus Luther, so unrecht, daß, wüßte er es, er sich noch viel tiefer vor Gott beugen müßte, als er es jetzt schon jeden Tag tut. Ich sage Euch, niemand weiß sich vor Gott geringer als der Mann, der in Worms vor Kaiser und Papst stand. Ihr wollt wissen, daß Sturm kommt. Kann ein größerer Sturm über das Land gehen als der, den Martinus Luther darüber jagte? Meint Ihr, Meister, das sei dem Luther so geringes Ding? Weisen sie nicht mit den Fingern auf ihn: Du bist es, der den Frieden stört. Meister, das hat dem Martinus, der nicht nur Gottes, sondern auch der Menschen Diener sein will, schon mehr Not gemacht, als allen Päpsten in Rom zusammen genommen ihre Botschaften, die sie ausgehen ließen. Ruhelos ist er und schlaflos, und nur eines gibt es, das ihn feststehen läßt. Aber er hat es sich schwer erkämpft, und noch immer kommt der Zweifel dann und wann wie eine Ratte aus verborgenen Gängen unter seinen Füßen her."

„Und was ist dies eine, Herr?"

„Daß er als der Knecht Christi gleich seinem Herrn sagen muß: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

„So steht es in dem Worte Gottes?"

„So steht es darin. Es muß die Christenheit Unruhe haben, daß sie die Ruhe in Gott sucht. Am Luther selber ist gar nichts gelegen, am lauteren Worte Gottes alles. Hätten sie ihn in Worms verbrannt, so hätte Gott sicher ein ander und besser Werkzeug zur Hand gehabt. Da aber Gott nicht gewollt hat, daß der Luther auf dem Scheiterhaufen brenne, und nicht gewollt hat, daß ihn ein Speer aus dem Hinterhalt durchbohre, so hat der nun erst recht nichts weiter zu wollen und zu tun, als was sein Herr und Meister ihm gebietet, sei es ihm lieb oder leid, gehe es so oder gehe es so."

„Und so muß er das Schwert schwingen?"

Ein tief versonnenes Gesicht gegenüber dem Manne am Amboß. „Ja. Aber — das Schwert soll den Frieden bringen. Wenn ich Euch recht einschätze, Meister, so seid auch Ihr des Schwertes nicht ungewohnt, aber habt Ihr Euch im Kampfe wohlgefühlt um des Kampfes willen? War Euch nicht erst dann wohl, wenn Ihr daran dachtet, daß Ihr für den Frieden kämpftet? Raufhandel ist kein Kampf, und alle die Tapferen, die Ihr nennen mögt, angefangen von unserem Herrn Christus über den Sickingen, den Hutten, bis hinab zum Luther, wenn Ihr ihn dazu zählen wollt, sie sind Streiter für den Frieden."

„Man kann wohl noch weiter gehen, Herr", sagte der Schmied nachdenklich. Der Junker trat einen Schritt näher an Meister Bertram heran. Seine Augen blitzten.

„Ja, Schmied. Das ist ein gutes Wort. Seht mich an. Be-

vor ich der Junker war, war ich ein ... Was macht es aus, wenn Ihr's wißt. Ich bin eines Bauern Sohn. Mein Vater und alle meine Ahnen sind rechte Bauern gewesen. Was aber ist des Bauern ganzes Leben mehr noch als das anderer? Ist es nicht ein Kampf dafür, daß Frieden sei? Solange die Erde steht, hört nicht auf Samen und Ernte. Gibt aber die Erde das Brot freiwillig? Gern ja, aber freiwillig nicht. Sie will in Gottes Namen überwunden sein. Der Pflug wühlt, und die Sichel schneidet. Warum muß der Bauer so tun nach Gottes Willen von Ewigkeit zu Ewigkeit? Daß Friede sein *kann* den Städten und Dörfern; denn das erste, das des Friedens Wohlfahrt sichert, ist, daß die Menschen satt werden. Und also muß auch der Martinus Luther als ein rechter Bauer pflügen und roden und säen und schneiden, daß endlich alle satt werden, die nach dem Brote des Lebens hungern, und Frieden werde allen, die nach ihm begehren in Christo Jesu."

„Junker, Ihr — kennt den Doktor Martinus Luther?"

„Ich kenne ihn."

Meister Bertram reckte sich. „Ich — auch."

„Wäre dem so, dann hättet Ihr gar nichts davon, Meister, denn Ihr würdet nur einen Menschen mehr kennen. — Weil aber ich den Martinus kenne, genau so wie er ist, und er ist nicht so gut, als ihn seine Freunde machen möchten, und nicht so schlecht, wie ihn seine Feinde der Welt hinstellen, darum will ich Euch etwas von ihm verraten. Er hat derzeit ein Klingen in den Ohren, der Martinus, das seinen Ursprung nirgends anders denn im Himmel selber hat, und das ausgeht von der großen Glocke des Friedens, die Gott in der Stunde läutete, da er seinen Sohn auf die Erde sandte. Dieser Klang ist da, und es könnte den Menschen kein besser Geschenk werden zur heiligen Weihnacht, als daß sie

diesen Klang so hörten, daß jeder einzelne von ihnen spürte: Die Glocke läutet mir, und mir ist der Herr Christus geboren. Also möchte es der Martinus seinen Deutschen verkünden, rein und lauter als Gottes Wort, aber als ein rechtes deutsches Weihnachtsevangelium in der Sprache, wie sie die Mutter mit dem Kinde spricht, wenn das Holz auf dem Herde knistert und seine Funken sprühen. Und, Meister, er kann es nicht, kann es noch nicht, so sehr er seinem Gott damit anliegt."

Mit trübem Auge trat der Junker zurück, und es war still in der Schmiedehalle.

In die Stille hinein klang ein Jammern aus dem Walde her. Eine Frauenstimme klagte: „Ich kann nicht mehr, Arno."

„Ich trage dich", sagte eine feste Jungmännerstimme. „Und wenn dort in der Schmiede Menschen wohnen, nicht Tiere, die ein Menschenantlitz haben, dann sind wir geborgen."

Junker Jörg trat in die Tür. Meister Bertram stand neben ihm und hatte den schweren Hammer in der Hand. Es war aber keine Abwehr notwendig. Was dort heran kam, war ein Häuflein Menschenelend.

Ein junger Mann, in der Mitte zwischen zwanzig und dreißig, schlank, hager, mit kühner Nase und eigenwilligen, drohenden Augen, trug ein Weib, das den linken Arm kraftlos herabhängen ließ. So trat der Mann auf die beiden in der Tür der Schmiedehalle zu und sagte keuchend: „Wenn ihr Menschen seid, dann gebt Raum. Wir sind vor ritterlicher Gewalt geflohen, und mein Weib wird früher von ihrer Stunde überfallen, als wir es erwarteten. Gebt Raum!"

Rasch trat der Junker zur Seite, langsam Schmied Bertram.

Der Fremde schritt über die Schwelle.

„Ein Lager, Meister!"

„Kommt!“ Bertram ging dem Manne voraus. „Hier, aber es ist keine Frau da, die Euch zur Hand gehen könnte.“

„Gott wird da sein.“ Der Mann bettete das junge Weib auf des Schmiedes hartes Lager. Sie schlug die Augen auf. Tränen rannen. „Arno, wir hatten uns auf das Kindlein gefreut, und nun hat es keine Heimat.“

„Sei still, Maria.“

Der Junker stand neben dem Manne, Mitleid in den großen Augen. „Ihr armen Leute! Wer seid ihr und woher kommt ihr?“

Da trat der Fremde ungestüm und trotzig auf ihn zu.

„Was geht es Euch an, wer wir sind und woher wir kommen? Wollt Ihr uns verraten?“

„Wie kommst du darauf?“

„Ihr seid einer der Herren!“

„Daran nimm keinen Anstoß, daß ich Rittergewand trage.“

„Es gibt wohl auch Herren, die menschlich denken. Vielleicht seid Ihr einer. — Ich bin der Arno Siebert von Ruhl hinter dem Berge, und das ist mein Weib Maria, des Reinhardts Tochter aus Tal. Wir können den Zins nicht mehr zahlen, und . . . Herr, mein Weib ist jung und . . . Ich habe den Junker nicht erschlagen, weil . . . Sie sollte kein Blut sehen, daß das Kind nicht gezeichnet wäre vom Mutterleibe an. In Berka hat sie ihrer Mutter Base. Zu der wollten wir. Nun wißt Ihr es.“

Der Junker nickte der jungen Frau, die mit angstvollen Augen auf ihn blickte, zu. „Maria heißest du? Und ihr hattet keine Herberge? Dein Kind aber wird nicht auf Heu und Stroh in einer Krippe liegen. Wieviel besser bist du doch noch daran als unseres Heilandes Mutter. Meister“, er wandte sich lächelnd an Meister Bertram, „hört Ihr nicht die große Glocke läuten? Ich höre sie. — Nun müßt Ihr zur Hand sein. Die Kammer

ist kalt. Schürt Feuer. Das ist, was ich raten kann. Mehr verstehe ich nicht, aber ich denke, Frau Maria wird es Euch sagen können. — Der Herr sei mit dir, junge Mutter! Ich gehe, Meister."

Bertram lief dem Junker geschwind nach in die Schmiede und nahm seine Hand. „Geht nicht, ich bitte Euch!"

„Warum nicht?"

„Es sind Wölfe unterwegs. Sie sind hinter einem edlen Wild her, ich weiß es."

„Daniel ist lebend aus der Löwengrube gekommen und — der Luther aus Worms", sagte der Junker zuversichtlich.

„Kann es Gottes Wille sein, die Gefahr zu suchen, ohne daß es not ist?"

Der Junker biß sich auf die Unterlippe. „Nein!"

Und der Schmied mit hellen Augen: „Herr, wenn die große Glocke läuten soll, Herr, mich dünkt, ein erster Kinderschrei könnte vielleicht den Klöppel rühren. Meint Ihr nicht?"

Junker Jörg, der bereits in der Tür stand, kehrte zurück. „Was seid Ihr für ein kluger Diplomat, Meister! — Gebt mir eine Arbeit, daß der Sinn sich nicht derweile grübelnd verläuft. Ob es viel oder wenig wird, ob ich es recht oder falsch mache, darauf kommt es nicht an. Soll das Herz ruhig werden, muß die Hand zu tun haben."

„Hier ist eine Eisenstange. Macht ein Reifeisen daraus so breit wie der Reifen, der am Amboß lehnt. Runden will ich es selber."

Zwei Stunden stand der Junker an Feuer und Amboß, und niemand trat von draußen durch die Tür herein, und niemand aus der Kammer. Bertram und Arno Siebert gingen durch eine andere Tür ins Haus und holten heran, was nötig war.

Junker Jörg aber schlug auf das glühende Eisen, daß die Funken stoben und ließ, wie er es vom Meister Schmied wußte, dazwischen den Hammer auf dem Amboß klingen, daß es hell tönend in den Winterwald drang. Sein Gemüt aber ward dabei so fröhlich, daß ihm fast ständig ein Lächeln um den bärtigen Mund spielte. Wohl maß er prüfend am fertigen Reifen, ob sein Eisen breit genug werde, aber seine Gedanken gingen dabei auf fernen, frohen Pfaden.

Er sah sie wallen im jüdischen Lande, die des Kaisers Gebot vom Norden nach dem Süden jagte und vom Süden nach dem Norden. Hatte er es nicht im Kopfe, was Lukas über die Geburt des Gottes- und Menschensohnes erzählte? Wie sie sich mühselig der Herberge zuschleppten, der Zimmermann aus Nazareth und sein Weib Maria. Vielleicht, daß auch Joseph zuletzt das schwache Weib auf den Arm genommen und in die Tür der Herberge getreten war: Wenn ihr Menschen seid, dann gebt Raum. So stand es zwar nicht im Evangelium, aber war es nicht Lukas darauf angekommen, nur das Wesentliche niederzuschreiben, weil ihm, genau wie dem Martinus Luther, zwar Wort und Schrift unentbehrlich, aber im Grunde doch nur Behelfsmittel waren, deren der Mensch sich eben in seiner Unvollkommenheit bedienen m u ß. Schreibt Martinus etwa gern? Und wieviel hat er schon geschrieben und wird er noch schreiben müssen! Könnte er zugleich von allen Kanzeln reden und zugleich in allen Häusern am Tische sitzen, Auge in Auge mit den Menschen, es wäre leichter und ihm lieber. Hat nicht der Herr und Meister kein einzig Wort niedergeschrieben? Weil aber keiner sich ihm vergleichen kann und soll, bleibt eben auch dem Martinus nichts andres übrig als der Federkiel. Nun hat er nach langem Suchen und manchem Umweg endlich unmittelbar in das lautere Wort Gottes

hinein gefunden. Er ist dabei, es seinen lieben Deutschen zum Eigentum zu geben, und es ist nicht fraglich, was er ihnen zu geben hat, denn das ist festgelegt durch Paulus und die anderen Apostel. Fraglich aber ist, wie er es zu sagen hat. Nicht anders denn so, daß das Evangelium eine frohe Botschaft ist allen, die unmittelbar zu Gott selber wollen, und doch das Wort Gottes schärfer bleibt denn ein zweischneidiges Schwert.

Aber soll das Evangelium schon als Ganzes eine frohe Botschaft sein, so muß das Freudigste sein die Kunde von der Geburt des Heilands, ob deren sich der Himmel auftat und die Engel jubilierten. Wie sage ich es meinen Deutschen?

Der Hammer klang auf dem Amboß, das rote Eisen ward grau. Das Klingen übertönte den Mutterschrei aus der Kammer, so daß er nur eben schwach anbrandete. Er riß aber den Arm zurück, der erneut zuschlagen wollte, und so vernahm das lauschende Ohr durchdringend den ersten Schrei des Neugeborenen.

Martinus stützte den Hammer auf. Es ist ein neues Wunder geschehen, ein Mensch ward geboren. Mit dem ersten Schrei ist ein Band um drei Menschen geschlungen, das nur der letzte Atemzug lösen kann. Ein Mensch mehr in der Welt, eine Seele mehr von Gott auf Erdenwallfahrt geschickt!

Es dauerte nur noch eine kurze Weile, da trat Meister Bertram, lachend und doch mit einem Zug tiefster Erschütterung im Antlitz, in die Schmiedehalle.

„Es ist ein Knabe, Herr! Mögt Ihr Mutter und Kind sehen?“ Der Junker legte den Hammer beiseite und ging in die Kammer. Wortlos stand er ein Weilchen. Der vor Kaiser und Fürsten gestritten, stand zum ersten Male an einem Lager, darauf eben ein Mensch geboren worden und ward der ungeheuren Veränderung inne, die sich an dem Weibe in dem Augenblick

vollzieht, da sie den Schrei ihres ersten Kindes vernimmt. Das Weib hat in der Stunde ein Jenseitsland betreten, das Ich hat sich ihr gewandelt zum Wir, dergestalt, daß ihre Seele sich verdoppelte in Glück und, wenn es Gott will, in Leid. Die junge Mutter hat einen völlig anderen Ausdruck der Augen, als selbst noch in der Stunde, da sie auf das Schmerzenslager sank. Sie fragt nicht mehr nach Heim und Herd, sie fragt weder nach vergangenen Tagen noch nach kommenden, ihr Leben hat nur einen Inhalt: Kind! Und Herz und Hirn wissen nur eines: Dank!

Sie lächelte dem Mann im ritterlichen Gewand zaghaft und doch mit seltsamem Stolz entgegen. „Herr, es ist ein grader und gesunder Bub." Dabei strich sie das blonde Haar aus der Stirn, und ihre Augen waren ganz still und tief.

Meister Bertram aber trat an den Junker heran. „Sie wissen nicht, sollen sie ihn Jörg oder Martinus heißen."

Da lachte der Junker hell auf. „Ist ein Name so gut und so schlecht wie der andere, aber wenn es denn schon einer von beiden sein muß, dann nehmt Martinus. Der ist wahrer. Der Junker Jörg aber wird nachsehen, ob er nicht noch ein silbern Becherlein sein nennt, das er dem kleinen Martin geben kann." Er reichte der Mutter die Hand. „Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, sei mit dir." Und sich wendend: „Meister, nun aber muß ich gehen. Haltet mich nicht auf."

Da ging der Schmied mit ihm hinaus, ergriff im Vorbeigehen den Hammer, der auf dem Amboß lag, und begleitete den Junker trotz dessen Abwehr bis dicht vor das Tor der Burg.

Der Burghauptmann, Hans von Berlepsch, machte ein finsteres Gesicht, so schwer das dem allzeit heiteren Manne fiel. „Eben wollte ich hinter Euch herschicken, Junker. Ihr waret noch nie so lange aus."

„Ich war auch noch nie dabei, als ein Mensch geboren wurde", sagte der Junker lachend.

Der Ritter fuhr zurück. „Wie, Ihr wart dabei, als . . ."

Und der Junker Jörg: „Wenigstens nicht weit davon."

Er erzählte mit einer Stimme, in der verhaltener Jubel schwang. „Ein rechtes Christkindlein", schloß er, „und mir ist, als wäre Meister Bertrams Schmiede der Herberge in Bethlehem so dicht benachbart, daß ich von ihr aus alles ganz deutlich sehen könnte, was da geschah und wie es geschah, so daß gar nichts weiter mehr nötig ist, als das alles in dem freudigen Geiste zu erzählen, in dem es die Welt, voran unser liebes deutsches Land, hören muß."

Damit lief er an dem Burghauptmann vorüber und stieg rasch in seine Kammer hinauf.

Es war indes finster geworden. Im Ofen knisterten die Scheite, und rote Lichter blänkerten über die Dielen. Martinus Luther entzündete eine Unschlittkerze und stellte sie vor sich auf den Tisch. Da sah er, daß ihm die Magd das Essen und einen Krug Bier gebracht. Er hatte Hunger, aß und trank, aber seine Gedanken waren noch weniger dabei als am Morgen. Die waren drunten in der Schmiede Meister Bertrams und sahen von da aus, schier nur einen Steinwurf weit, die Herberge am Wege nach Bethlehem. Und nicht einmal so weit wie der Hörselberg, ach, lange nicht so weit, war das Feld, auf dem die Hirten ihre Schafe in die Hürden getrieben und sich zum Schlafe auf dem Fels ausgestreckt hatten.

Er stellte das übrig gebliebene Brot und Fleisch und den kleinen Krug auf die Dielen und griff zum Federkiel. Das Lächeln um seinen Mund vertiefte sich, die Feder wippte zwischen den Fingern, er stand auf, nahm die Kerze und trat ans Fenster. Ich

komme heute von den Wochenstuben nicht los, dachte er. Mit einer Wochenstube begann der Tag, in einer Wochenstube war ich am Nachmittag, und in die heiligste will ich zur Nacht gehen. Aber zuvor will ich doch noch sehen, was meine Nachbarn im Tannenwipfel machen.

Er öffnete das Fenster. Kaum weiter, als sein Arm reichte, war das Nest der Kreuzschnäbel vor ihm. Einer der Vögel saß breit auf dem Neste, der andere dicht daneben. In dem Augenblicke, da der Lichtschein auf die Tanne fiel, fuhr es fauchend und raschelnd den Stamm hinab. Ein Marder hatte die Tiere würgen wollen. Luther wußte, was da hatte geschehen sollen und grollte: Ei, ihr lieben Vögel, auch euch stellt der Satan nach. Wir wollen ihm das Geschäft verderben. Er nickte den Tierchen, deren große schwarze Augen und deren rote Brüste er deutlich sah, zu, ließ das Fenster einen Spalt offen, daß der Lichtstrahl hinaus falle, zog einen Pelz über und setzte sich an den Tisch.

Mit ein paar raschen Griffen hatte er das zweite Kapitel des Lukasevangeliums aufgeschlagen, stützte den Kopf in die Linke und begann zu lesen. Soviel hatte der allzeit Fleißige schon übersetzt, so viele Blätter lagen dicht beschrieben vor ihm, das Weihnachtsevangelium seinen Deutschen deutsch zu geben, war ihm noch nicht gelungen.

Leise zwitscherte ein Kreuzschnabel in der Winternacht, rannend rumorten die Flammen im Ofen, murrend begann der Wind über das Land zu fahren und an den Mauern der Wartburg zu rütteln. Himmel und Erde, Gott und das deutsche Wesen einten sich in dem Manne, der die breite Stirn über das Papier neigte und dessen Feder langsam Zeile für Zeile schrieb. Mit aller Gewalt bändigte Luther den Sturm, der ihn durchbrauste. Langsam, langsam, du schreibst Gottes Wort. Gib dich ganz tief

hinein in Ehrfurcht und Andacht, denn du stehst vor dem Wunder, das zugleich aller Wunder, und lägen sie eine Ewigkeit zurück, Anfang und Vollendung ist. Aus der Liebe Gottes zu den Menschen geht der Strom der Wunder hervor, und sie alle, die schon geschehen sind, liegen für den, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, dem Tage von Bethlehem nicht ferner als ein Atemzug dem anderen.

Immer erschauerte Luther, wenn er unmittelbar vor Gott trat, nie war seine innere Bewegung so stark gewesen als jetzt, da er Göttliches im Tone der deutschen Mutter zu sagen begann, selbst damals nicht, da er in tiefster Seelennot erkannte, daß der Mensch nicht durch des Gesetzes Werke, sondern allein durch den Glauben vor Gott gerecht werden könne.

Mären, geboren in den heimlichen Gründen deutscher Wälder, umrauschten ihn, Glockenhall wogte durch alle Weiten, Herdfeuer knisterte, Kinderaugen sahen im Dämmerlicht auf zur Mutter, über deren Antlitz letztes Abendrot spielte, die Sehnsucht war in heißem Suchen durch die Welt gelaufen und kehrte zurück, die Freude an der Hand führend.

Keine Änderung in dem, was die Manneshand langsam niederschrieb, tiefe, freie Atemzüge, glückliche, weite Augen, nichts mehr Spannung, alles gelöst in Erfüllung. „Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging." So muß man es sagen, und nur so darf man es sagen, denn nur so ist es göttlich und deutsch zugleich.

Langsam schreitet die Arbeit fort, viel langsamer, als es, auf das Wort allein gesehen, notwendig gewesen wäre, und draußen hat sich der Sturm aufgemacht. Er brüllt und er winselt, er heult und er faucht. Immer mächtiger wird er, der Wald ist eine ungeheure Orgel. Alle Register hat der Sturm gezogen und spielt

mit wilden Händen. Sturmesbrausen begleitet den Gesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Der Mann am schlichtrauhen Tisch ist taub für die Stimme draußen. Er lauscht dem Brausen in sich selbst und wird sich nicht bewußt der Einheit des Inneren und der Umwelt. Der Himmel steht offen, alle Welt ist von Licht übergossen, aus allertiefsten Urgründen steigt der Erlösungsjubel auf: Gott ward Mensch!

Stunden rinnen. Der Sturm bricht, jäh wie er gekommen ist, ab, es schneit, schneit und weihnachtet. Die glückliche Feder aber schreibt ganz langsam den Schluß: „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Das deutsche Volk hat sein deutsches Weihnachtsevangelium. Der aber, der es ihm übermittelte, hat seine Weihe-Nacht. Er faltet die Hände über den beschriebenen Blättern und legt, sich tief herabneigend, seine Stirn darein. „Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging. — Vater im Himmel, ich danke dir!“

Luther steht auf und geht mit langen Schritten im Gemach auf und ab, die Fäuste gegen die Brust gedrückt, daß sie nicht zerspränge unter dem Jubel, der sie bewegt. Er hält ein im Laufen und lächelt: Martine, wie alt bist du eigentlich? Warst du nicht am zehnten des Nebelung achtunddreißig Jahre? Und läufst einher wie ein übermütiger Knabe? O nein, so nicht. Du bist derselbe, der in Worms vor des Kaisers kalten Augen bekannte: Ich kann nicht anders, obwohl du wußtest, daß das dein Todesurteil sein konnte. Aber das gerade ist ja deutsche Art, Krieger zu sein und Kind zu bleiben. Was du eben niederschriebst, gilt dir nicht als eine Tat, die du vollbrachtest, sondern als ein Geschenk, das du empfingst. Du wardst beschenkt, und, will's Gott, du hast beschenkt.

Er tritt wieder an das Fenster und öffnet es. Es schneit in gro-

ßen Flocken. Sie sinken im Lichtstrahl der Kerze still wie Träume sinken. Geduckt sitzen die Kreuzschnäbel. Dicht benadelte Zweige schützen sie. Mutterglück kennt keine Angst. Lächelnd tritt Martinus Luther zurück. Mich dünkt, jetzt ist auch Maria zu Bethlehem nichts als glücklich, und die Maria drunten in Meister Bertrams Schmiede ist es wohl auch.

*

Ritter Hans von Berlepsch hatte gewußt, daß er eine schwere Aufgabe übernahm, als er dem kühnen Manne von Worms Unterschlupf auf der Wartburg gewähren mußte, aber so schwer, als sie sich entwickelte, hatte er sie sich doch nicht vorgestellt. Man kann einen Gefangenen hart und milde, man kann einen Gast freundlich oder zurückhaltend behandeln, aber schwierig ist es, wenn einem ein Mann anvertraut ward, der halb Gefangener und halb Gast ist, zumal wenn dieser Mann so eigenwillig, ja starrköpfig sein kann wie der Junker Jörg. Und starrköpfig ist er. Des Burghauptmanns Knechte sind in den Wäldern um die Wartburg her täglich wie Spürhunde unterwegs, haben manchen Fuchs gestellt und manchen Wolf verjagt, aber der Junker läßt es sich nicht einreden, daß er selber auch ein wenig um seine Sicherheit besorgt sein müsse. Hat er nicht kürzlich sogar mit zornroter Stirn erklärt, er wolle den Kurfürsten, wenn es darauf ankomme, durch Gottes Wort mehr und besser schützen, als der ihn durch das Schwert zu schützen vermöge? Es wäre eine frevelhafte Rede, käme sie aus anderem Munde, aber der Mann, der so spricht, ist im Grunde demütiger als irgendeiner. Hinge man nicht an ihm als an dem mutigen Streiter für Gottes Wort, man müßte ihn liebhaben als den Mann mit dem Kindergemüt.

Recht als ein Kind hat er es nun glücklich so weit gebracht, daß

die Burg auf dem Berge über Eisenach zum Mittelpunkt Deutschlands ward; denn daß Martinus Luther hier weilt, das ist längst kein Geheimnis mehr, wenn auch der gemeine Mann wohl noch mehr in Hoffnung, als in Gewißheit darüber redet, und dann und wann Gerüchte von Luthers Tode absichtlich in die Welt gesetzt und da und dort geglaubt werden. Wer in Deutschland aber etwas zu bedeuten hat, sowohl in den Reihen der Freunde wie der Feinde, der weiß nicht nur, daß Luther lebt, sondern auch wo er weilt. Wie mancher Trompetenstoß ist nicht schon von der Wartburg her über Deutschland ergangen. Boten, namentlich aus Wittenberg, kommen und gehen, und so ist es denn tatsächlich heute so weit, daß der wackere Hans von Berlepsch bekennen muß, daß mit seines Kurfürsten und mit seiner eigenen Macht nicht mehr allzuviel getan ist, sondern es schon des Himmels unmittelbarer Hilfe bedarf, wenn alles gut gehen soll.

Daß sich indessen unter den Menschen ein Sturm erhebt, weiß der Burghauptmann, aber er kann und er will nicht wissen, wie groß dessen Gewalt zur Zeit ist, und er fragt auch nicht danach, ob und wann etwa Luther selber wird eingreifen müssen und wollen. Wollte er dem raten, dann könnte es nur von seinem Ritterstandpunkt aus geschehen. Luther aber steht auf einem ganz anderen, und jeder Versuch, ihn etwa anders gesinnt zu machen, ist müßig. Er gehorcht nur der Stimme vom Himmel her, so, wie er sie in seinem Inneren vernimmt. Hans von Berlepsch hat also seine Not mit dem gefangenen Gaste, und wenn es auch der Stunden genug gibt, in denen er sich sagt, daß es eine *liebe* Not ist, so bleibt es doch eben eine Not.

Wie war es vorhin wieder gewesen? Hatte der Burghauptmann nicht ernsthaft mit dem Junker reden wollen, weil der den ganzen Tag unterwegs gewesen war und nicht einmal einen

Knecht mitgenommen hatte? Aber war er dazu gekommen? Nein. Ein paar Worte aus des Junkers Munde, ein Lachen, ein sieghaftes Leuchten der Augen, und der Ritter war entwaffnet gewesen. War es jemals anders? So war es immer. Es hilft nichts: Der Junker Jörg ist ein Streiter, wie es keinen zweiten gibt. Er siegt, ob mit Wort oder Blick, mit Lachen oder Trotz, das ist einerlei, er siegt.

Und nun ist heute nachmittag wieder ein Bote aus Wittenberg gekommen. Er hat allerlei an Geschriebenem mitgebracht und wird wahrscheinlich noch mehr zu berichten haben. Hans von Berlepsch hätte ihn gern dem Junker zugeführt, aber wie war es das letzte Mal? Hat er da nicht den Boten zwei Tage warten lassen mit der Erklärung, er sei bei Gott zu Gaste und könne in der Zeit Menschen nicht als Besuch brauchen? Ein andermal wieder konnte der Bote nicht rasch genug vor ihm erscheinen. Wer weiß, wie es heute sein wird. Hans von Berlepsch wird jedenfalls inzwischen zusehen; denn man kann nicht wissen, ob Martinus Luther nicht zu einer Entscheidung aufgerufen wird, die keinen Aufschub duldet.

Luther steht inmitten seines Gemachs. Er hat eines der herrlichen Glaubenserlebnisse, mit denen Gott seinen getreuen Streiter nicht selten begnadet, und die ihm innere Schau zu wirklichem Erleben werden lassen. Die Arme ausgestreckt, so steht er da. Sein Blick ist entrückt, er neigt den Leib vor. Sieht er sie nicht leibhaftig vor sich, die Engel von Bethlehem, und hört er nicht den Jubelhall der großen Glocke, die über deutschem Lande klingt und singt: Ehre sei Gott in der Höhe! Steht er noch unter der niederen Decke seines Gemachs? Nein, er steht unter dem offenen Himmel, und das heilige Licht blendet ihn ebenso, wie es die Hirten neben ihren Hürden blendete.

Links von dem Tische, an dem Luther schrieb, ist eine niedrige, schmale Tür. Man sieht sie kaum, so unauffällig ist sie der Wand eingefügt, und nur zwei Menschen haben den Schlüssel dazu, Luther und der Burghauptmann. An dieser Tür rumort es jetzt. Hans von Berlepsch tritt ein, sieht Luther mitten in der Stube stehen, entrückt, weit offenen Auges. Er räuspert sich, Luther läßt die Arme sinken, blickt zu ihm hinüber und sagt leise: „Nun sind sie fort." Als ihn der Burghauptmann verwundert ansieht, lächelt er. „Spürt Ihr nicht, Herr Ritter, daß eben die Engel Gottes bei mir zu Besuch waren?"

Was ist da zu tun? Kann man den Mann, der eben im Himmel war, grausam auf die Erde herab reißen: Es ist ein Bote da, der, wie mir scheint, keine gute Kunde bringt. Kann man dies Kind aus seinem Paradies verjagen? Man ist ein rauher Mann, reitet, wie es der Kurfürst befiehlt und fragt nicht, wieviel der Feinde sind, aber vor diesem Manne mit dem kantigen Haupte und den unerhört tiefen Augen ist man in sich selber unsicher. Der Burghauptmann weiß nicht mehr, weswegen er eigentlich gekommen ist. Der hier zu reden und zu handeln hat, das ist nicht er, das ist der Junker. Und der nimmt den Ritter an der Hand, lächelt und sagt: „Setzt Euch, Herr Ritter. Ich will Euch vorlesen, was ich eben in und mit Gottes Wort erlebte. — Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging ..."

Nur der erste Satz, und der Burghauptmann legt dem Junker die Hand schwer auf den Arm. „Lest es noch einmal. Sagtet Ihr: Es war einmal?"

„Nein. Es begab sich, daß ..."

„Das ist dasselbe, und so — hat meine Mutter erzählt." Hans von Berlepsch stützt den Kopf in die Rechte.

Luther liest: Es begab sich ...

Und nun ist es ganz still, und der Ritter atmet schwer. „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Es ist immer noch still, ganz still, da reckt sich der Burghauptmann dem Junker entgegen: „Und so steht es in Gottes Wort?“

„Ja.“

„Und Ihr habt nichts dazu und nichts davon weg getan?“

„Da sei Gott vor.“

„Dann“, Hans von Berlepsch legt die Faust schwer auf die Blätter, „stammt Gott aus deutschen Landen.“

Es klingt so herzbewegend glücklich, daß Luther laut auflachen muß. „Herr Ritter, sind am Ende auch bei Euch die Engel zu Besuch?“

Hans von Berlepsch blickt sich um. „Nein, ich sehe keinen, aber ich muß Euch um etwas bitten. Kommt mit mir. Es sind ein paar wackere Männer zu Gaste gekommen. Laßt es sie auch hören.“

Und der glückliche Luther lächelt. „Herr Ritter, solltet Ihr nicht vorsichtiger sein?“ sagt er neckend.

Der Burghauptmann pflanzt sich breitbeinig vor ihm auf. „Vorsichtiger? Ich *will* nicht vorsichtig sein, und ich *kann* und *darf* es nicht sein; denn ich vermöchte es nicht zu verantworten, wenn das deutsche Weihnachtsevangelium auch nur eine Stunde später zu Menschen käme, die alle darauf warten, obwohl sie das so wenig wissen, wie ich es gewußt habe, als es sein kann. Kommt!“

Das letzte Wort ist im Rittergemach verklungen, da bittet der Burghauptmann wieder: „Kommt!“

Sie gehen mit, die Gäste und Frauen, mit zu den Knechten und Mägden, die in der Halle sitzen und über deren Häuptern die Kienspäne lohen und knistern.

„Merkt auf, was euch Junker Jörg zu verkünden hat. Es ist etwas, desgleichen ihr noch nicht vernommen habt. — Fanget an, Junker."

„Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging . . ."

Eine Stunde später raunen die Mägde einander zu: „Was war das? Er sagt, es sei Gottes Wort, aber war es nicht gerade so, als ob es uns die Mutter am Herde erzählt hätte?"

Wilhelm und Ernst, die wachthaltenden Knechte, die der Ritter vorhin auch hatte in die Halle rufen lassen, lehnen nebeneinander und blicken über die Wehrmauer. „Was war das? Du, man hat gehört, der Doktor Luther . . . Ich will nichts sagen, aber für den Junker Jörg lasse ich mich in Stücke hauen."

Die Gäste reiten auf verschneiten Wegen durch den Wald. Keiner hat die Einladung, auf der Burg zu nächtigen, angenommen. Jeder m u ß heim. Sie trennen sich drunten, wo sich die Wege kreuzen. „Was war das? Mir ist, als hätten die deutschen Lande ein Weihnachtsgeschenk empfangen, das niemals veralten wird, solange deutsche Männer und Frauen leben. Das deutsche Weihnachtsevangelium. — Gott schütze den Junker Jörg!"

„Und den Doktor Luther", sagt der Ritter vom Hundstein, streicht den gefrorenen Bart zur Seite und läßt sein Roß antraben.

Martin Luther schläft auf hartem Lager. Der erste d e u t s c h e Weihnachtsabend ist vorüber.

*

Glitzerte die Sonne gestern früh auf dem Rauhreif, Lichtstrahlen verschwendend, so steigt heute ein grauer Tag aus den Wald-

tälern auf. Das Schneetreiben hat aufgehört, aber der Himmel hängt trübe und schwer über dem Lande.

Luther ist zwar vor Tagwerden erwacht, aber er mag noch nicht aufstehen. Grübelnd liegt er in seinem Bett, versucht, das Glück des gestrigen Abends noch einmal zu erleben und vermag es nicht. Das ist seine Not, soweit es sich um ihn selber, nicht um Gottes Wort handelt, daß, wenn die Freude heute ist wie ein Fels, auf dem er sicher steht, morgen der Zweifel diesen Felsen wankend macht. Ist, was du schriebst, wirklich so vollkommen, daß es nicht besser sein könnte?

Er hat einen schweren Traum gehabt. Allerlei unheimliches Getier kroch aus Höhlen und Klüften auf ihn zu. Sooft er einem der Drachen und Lindwürmer den Schädel zerschmetterte, sooft kam ein neuer heran. Und Luther nahm seine Träume ernst.

Grollend hob er den Kopf und blickte in den dämmernden Morgen. Satan, bist du wieder einmal unterwegs? Er stand auf, Unrast in den Gliedern.

Hans von Berlepsch trat nach einer guten Stunde wieder durch die schmale Tür herein. Luther stand gereckt in starker Spannung.

„Sagt es gleich, Herr Ritter."

„Was soll ich sagen?"

„Es ist doch gewiß wieder der Teufel den Berg herauf gekeucht."

Der Burghauptmann erschrak, aber er stellte sich harmlos.

„Und wenn es wirklich der Teufel selber wäre, so würdet Ihr wissen, auch mit dem fertig zu werden."

„Ja, dessen vermesse ich mich in Gottes Namen."

„Ich habe aber den Bösen nicht gesehen, sondern ein wackerer Mann ist gestern gekommen, Euch die Grüße Eurer Freunde zu bringen."

Luther legte beide Fäuste schwer auf den Tisch. „Wappne dich, Martine! Herr, laßt den Mann zu mir kommen. Ich sage Euch, Gutes bringt er nicht, aber ich will wohl auch diesmal durchkommen."

Nein, Christoph Döhler, der den Weg zwischen Wittenberg und Eisenach auch in der finstersten Nacht fand, brachte nichts Gutes, obwohl er Briefe von Melanchthon, Amsdorf, Spalatin und etlichen anderen brachte. Alle Briefe waren in starkem, innerem Zwiespalt geschrieben.

„Ihr habt mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, was in Wittenberg geschieht?" Luther richtete brennende Augen auf den Boten.

„Ja, Herr, ich habe es gesehen und gehört."

„Erzählt!"

„Was soll ich erzählen?"

Luther sprang auf. „Ihr sollt erzählen, wie sie im Namen Gottes des Teufels Dienste tun."

„Das kann ich nicht."

Der Junker prallte zurück. Er legte die Hand an die Stirn. Ruhe, Martine!

„Dann — sagt mir, was sie predigen, was sie auf den Gassen singen, wie sie", er begann zu keuchen, „hausen gleich den Säuen auf dem Felde. — Könnt Ihr das?"

„Ja, Herr, das kann ich, und deswegen bin ich da."

Ungeduldig trieb Luther den Boten zu raschem Erzählen, hitzig sprang er auf und lief im Gemach hin und her. Die vollen Lippen schob er vor, die Stirn war wie ein kantiger Block, das Kinn sprang heraus. Alles aber war nichts gegen den Strahl der Augen. Wie wenn aus Gewitterwolken Blitze lohen, so brannten die Augen, vor denen noch jeder die seinen niedergeschlagen. So

geht der deutsche Bauer über sein Feld, das der Krieg verwüstet oder das Wild, an das er nicht heran darf, umgewühlt hat. Stampfenden Schritts, immer hin und her von einem Ende zum anderen. Die Fäuste ballen sich, der Atem keucht.

„Und Philippus Melanchthon sagt, das wäre erst der Anfang?"

„So sagt er."

Luther reckte die Arme. „Wie lange ist es her, daß ich dort war? Drei Wochen reichlich. Und es stand alles gut, so daß ich mich in Gottes Namen daran freuen konnte und beruhigt auf mein Patmos zurückkehrte. Drei Wochen! Und in der Zeit hat der Teufel so viel Unkraut zwischen den Weizen gesät!" Sein Blick übersprang Berge, Ströme, Wälder und Menschensiedlungen, sah tobende, schreiende Haufen in seine liebe Kirche eindringen, vernahm das Splittern des Glases, das Knirschen zerbrochenen Holzes, Klagelaute zerfetzter Leinwand, auf die fromme Hände Heiliges gemalt, stöhnte, bog sich zurück. „Philippe! Wo bist du?"

Es ward Christoph Döhler so unheimlich, daß er sich aus der Tür stahl. Luther ward es nicht gewahr. Er begann mit einem zu ringen, der nicht da war, und den er doch als einen keifenden schwarzen Hund mit struppigem Fell sah. Mit dem Fuß trat er nach ihm, mit den Fäusten schlug er auf ihn los, jagte ihn von einer Ecke in die andere, spürte körperlichen Schmerz, als hätte ihn das Tier in Arm und Bein gebissen. Die Augen traten heraus, der Mund schäumte. Luther schrie. „Und wenn du dich verhundertfachst, Satanas, ich will dich doch an die Kette legen. Die Zähne will ich dir ausbrechen. Im Namen Jesu Christi! Hab ich dich? Her, her!" Der Kämpfende bückte sich, langte unter das Bett, sah vor sich die glühenden Augen des Teufels, der in der

Gestalt eines Hundes bei ihm war, griff zu, zerrte, keuchte, riß das Fenster auf, warf den Hund hinaus und glaubte, es drunten auf der Mauer krachen zu hören. Und nichts war da gewesen.

Luther trat zurück vom Fenster, besah die Hand, auf der er die Spuren von Bissen zu sehen glaubte, rieb das Bein, das ihn schmerzte, setzte sich an den Tisch, riß die Feder heran und schrieb wider die Schwarmgeister, die Göttliches gemein machen wollten.

Es waren eifernde, harte Briefe, die Christoph Döhler anderen Tages mit nach Wittenberg nahm, es blieb ein Mann auf der Wartburg zurück, der sich rückhaltlos in Gottes Arme stürzen mußte, um als Mensch nicht zu zerbrechen.

*

Der froststarre Januar schwand, Luther ging keinen Schritt aus dem Burghofe hinaus, er war ruhig, obwohl die Nachrichten aus Wittenberg nicht nur bestätigten, was er ahnend erfühlt, sondern sich ihnen die Kunde zugesellte, daß die Bauern allenthalben unruhig würden und sich in ihren Forderungen auf ihn beriefen. Was er als geistliches Werk begonnen, drohte in Menschenwollen umzuschlagen. Damit wollte er wohl fertig werden, wenn er erst wieder unter sie fahren durfte, aber das mußte er zugeben: Es war nicht alles falsch, was sie in Wittenberg begonnen, und wollte er die Kirche aus den Fesseln Roms lösen, dann mußte er ihr neben dem unverfälschten Wort Gottes auch eine neue Ordnung geben. —

Der erste Star pfiff im Burghofe, da dachte Luther an Meister Bertram und die zwei, die am Weihnachtstage bei ihm eingekehrt. Wieder einmal von sich selbst gelöst, rückspringend vom verbissenen Kämpfer zum glücklichen Kinde, nahm er sein Weih-

nachtsevangelium zur Hand, sank in die Weihe des Heiligen Abends, legte die Blätter zurück und lächelte. Ei, nun ist der kleine Martin schon zwei Monate, und du hast ihm das versprochene silberne Becherlein immer noch nicht gegeben. Er begann zu suchen, aber es war da kein anderer Becher unter seinen Habseligkeiten als der, aus dem er zu trinken gewohnt war. Den steckte er ein und ging den Burgberg hinab.

Unterwegs überlegte er, daß Arno Siebert und sein Weib kaum noch da sein würden. Was sollten sie bei Meister Bertram? Luther schritt rascher. Waren die Fremden nicht mehr da, so lohnte es sich doch, wieder einmal mit Meister Bertram zu plaudern.

Die Sonne schien, die Schmiedetür stand offen. Breit und groß und gütig stand der Junker in der Tür. „So mag es in Bethlehems Stall auch gewesen sein, nur daß Ihr, Meister Bertram, wohl eher der Großvater denn der Vater hättet sein können", scherzte er. Er ließ aber weder den Schmied, noch die junge Mutter, die eben ihr Kind genährt hatte, zu Worte kommen. „Ich brauche euch den Frieden weder zu bringen noch zu wünschen", sagte er. „Ihr habt ihn."

Der Schmied legte den Hammer beiseite. „Ja, Herr", er trat hinter dem Amboß hervor, „ja, wir haben ihn, und ich werde ihn zu hüten wissen."

„Das soll ein Mann immer und alle Wege tun. — Wie geht es dem kleinen Martin?"

„Gut, Herr", sagte die Mutter, „so gut, daß wir Gott nicht genug danken können."

„Das kann man niemals. Und hier ist der Becher, den ich versprochen. Ich bin zwar auch nichts weiter als ein armer Mensch, aber es könnte sein, daß dein Knabe einmal eines Helfers bedürfte.

Dann mag der Becher ihn mir ausweisen. Wie kommt es, daß ihr noch hier sitzt?"

„Herr", fiel der Meister ein, „wen das Glück aufsucht, der soll ihm nicht die Tür weisen. Ich bin unbeweibt und werde es bleiben. Ihr lacht? Ich werde es bleiben. Seht doch meine Hände an. Die sind das leise Zufassen nicht mehr gewohnt. Und seht meinen grauen Bart."

„Und das Herz?" sagte der Junker lachend.

„Das könnt Ihr nicht sehen." Dem Schmied leuchtete der Schalk aus den Augen. „Ich wollte nur sagen: Ich bin ein freier Mann auf freiem Erbe, und also will ich die zwei annehmen, gleich als ob sie meine eigenen Kinder wären."

„Gut, Meister", der Junker reichte Bertram die Hand. „Damit habt Ihr gewiß ein rechtes Gebet vor Gott getan. — Und nun ist der Mann bei Euch in der Lehre? Wo ist er denn?"

„In der Stadt, aber er kann jeden Augenblick wieder da sein."

„Herr", Maria Siebert trat einen Schritt auf den Junker zu, „er ist so gut, aber ich hätte doch eine Bitte."

„Soll ich wider den Ritter von Tal klagen?"

„Nein, Herr. Es ist ja doch eines Ritters Denken anders als das armer Menschen. Sie mögen, was sie tun, ansehen als ihr Recht."

„Langsam, Weib. Es gilt ein Mensch vor Gott soviel als der andere."

„Ach, Herr, das sagt mein Mann auch."

„Dann tut er recht daran, aber wenn er damit die Obrigkeit absetzen will, dann steht er neben dem Worte Gottes, nicht darin. Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin und trägt das Schwert nicht umsonst."

„Das sollt Ihr ihm sagen, und darum bitte ich Euch."

„Warum sagst du es ihm nicht selber?“

„Ich tue es ja, aber in Eurem Munde hat das Wort eine andere Gewalt.“

Indem trat Arno Siebert ein, hellängig und frisch. Er grüßte den Junker, wie es sich gebührte. Dennoch schien ein Schleier über seine Augen zu sinken.

„Hoho“, sagte der Junker, und es war, als sähe er ihn durch und durch, „warum blinzelst du wie eine Eule, die sich in den Tag verflogen?“

„Herr, ich — bin ein armer Karsthans.“

„Wie es den Karsthansen zumute ist, weiß ich.“

„Das könnt Ihr nicht wissen.“

„Bin selber schier einer gewesen und bin es noch. Man soll ihn nicht schinden, schlimmer als ein Lastpferd. Ich bin dagegen.“

„Ist die Last schon schlimm, die man uns mit Zins und Fron auferlegt, so wollte ich mich dagegen doch nicht wehren, aber daß sie allen Gelüsten freien Lauf lassen, daß sie uns Gewalt antun wollen in dem Letzten und Heiligsten, das wir haben, sagt, Herr, kann das Gottes Wille sein?“

Des Junkers Gesicht war blutrot. „Nein“, stieß er heraus, daß das Eisen in der Halle erklang. „Es steht nicht umsonst geschrieben: ‚Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch.‘ Und so ist eine Seele vor Gott gleich der anderen. Selbst des Kaisers Seele ist nicht einen Deut mehr wert als deine, armer Karsthans. Frei gehe und stehe der Christenmensch vor seinem Gott, aber hütet euch, daß eure Freiheit nicht zum Deckel der Bosheit werde. Es muß Ordnung sein in der Welt. Billig soll sein, wer zum Herrn gesetzt ist, untertänig, wer Untertan ist. Also war es von Anfang an, und also wird es bleiben. Beide aber, der Herr und der Untertan, sie sind gebunden

an Gott. Damit sind ihnen Grenzen gesteckt. — Ich weiß, es ist böse Zeit. Die Karsthänse begehren auf. Überhaupt, was ist es von allen Seiten her für ein Sturm. Der Teufel ist dabei, mit Gewalt durch die Welt zu fahren und hat sich die Maske eines Engels vor das Gesicht gebunden, aber ich will sie ihm herunterreißen. — Was seht Ihr mich an, Meister? Ach so", der Junker strich lächelnd über die Stirn, „das wundert Euch aus eines Junkers Munde. Gewand braucht nicht immer Stand zu sein. Was schmiedet Ihr?"

„Pflugschare und Schwerter."

„Schwerter?"

„Und mich dünkt, es liegt auf jedem ein roter Schein."

„Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen."

„Wenn es aber sein muß?"

„Eines", der Junker riß sein Haupt in den Nacken, „beruft Euch nicht auf den Luther! Das will ich Euch sagen. Das Wort soll es schaffen und kann es schaffen, denn es ist schärfer als ein zweischneidig Schwert. — Lebt wohl! Es beginnt wieder an mir zu reißen. Ich spüre, daß ich mein Patmos verlassen muß. Gott ruft mich."

Ungestüm stieg er den Berg hinan. Zwei Tage darauf ritt er aus dem Tore, allein und gegen den Willen des Burghauptmanns, und von Osten her kamen Rabenscharen in ganzen Wolken. Sie krächzten, warfen sich auf und nieder, gaukelten über des Reiters Haupt, daß sein Roß zu schnauben begann. Raben, Raben, schwarz die Luft, schwarz das Gefieder, krächzend das Geschrei.

Der Reiter aber hob sich in den Steigbügeln, warf die linke Faust hoch und schmetterte es mitten in die Rabenschar hinein: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, es soll uns doch gelingen!"

II.

Melanchthon saß Luther in der engen Kammer im schwarzen Kloster zu Wittenberg gegenüber. Hager, klein und verschüchtert hockte er auf dem Stuhle, die Augen furchtsam zu Luther aufgeschlagen.

„Tu's nicht", bat er. „Die Bauern sind außer Rand und Band und werden auch vor dir nicht Halt machen."

„Vor mir?" grollte Luther. „Was liegt an mir? Aber vor dem Wort Gottes sollen sie wohl Halt machen."

„Du weißt, worauf sie sich berufen."

„Ja, und der Teufel steht dabei Gevatter; denn er ist der Meister aller Verdrehung. — Man soll ihn nicht schinden und plagen, den armen Karsthans, sondern auch in ihm das Ebenbild Gottes sehen. Also habe ich es den Herren gesagt und wird niemand gewesen sein, der mich nicht verstanden hätte, aber die Rottierer, die heute sengen und morden, sind nicht die ehrlichen Karsthänse mehr, die unseres Herrgotts Sachwalter sein sollen auf seiner Erde. Man muß ihren falschen Propheten die Bärte ausreißen und den Wölfen, die in Schafskleidern zu ihnen kommen, die Felle scheren. Das will ich tun, und das werde ich tun. Und ihr sollt hier derweile keine Sorge um mich haben. Wie in einer festen Burg will ich unter ihnen stehn. Und nehmen sie mir den Leib, so haben sie auch dann noch keinen Gewinn. Seid derweile fleißig am Worte, Philippus. Solange das Volk nicht das ganze Wort Gottes in den Händen hat, solange sind wir auch nicht vollkommen gerüstet." Luther reichte dem Magister die Hand. „Es ist mir nicht bange. Morgen fahre ich in das Thüringer Land."

Tief eingegraben zieht sich das Tal der Saale zwischen Berghängen hin. Der Fluß ist so fischreich, daß das Volk sich am Lachs überißt. Freudig hüpfen seine Wellen und singen die Lieder, die sie schon gesungen haben, als die Sachsenkaiser ihre Burgen auf den Höhen bauten.

Weit hinaus ins Land schaut die Burg zu Orlamünde. Sie grüßt hinüber zur Leuchtenburg, mit der sie verschwistert ist.

Ein Häuflein Männer reitet und fährt durch das Tal. Grollend sitzt Luther in seinem Wagen. Er hat bittere Erfahrungen hinter sich. Der Bauer ist besessen. Ob der Herr gut oder schlecht, ist einerlei. Es geht gegen die Herren überhaupt. Ob Zins und Fron tragbar oder nicht, es geht gegen jede Abgabe und Steuer.

Und da droben in Orlamünde, wo der klobige Kasten der einstigen Kemenate steht, da sitzen sie, die das Volk aufpeitschen mit Lehren und Reden, die mit dem Wort Gottes nichts mehr zu tun haben. Wohin soll die Christenheit kommen, wenn jeder Schuster und Tuchmacher sich so vom Heiligen Geiste erleuchtet glauben darf, daß er es besser verstehen will als die Männer, die ein ganzes Leben lang im Wort Gottes graben und forschen?

Unwillig blickt Luther empor zu dem Städtchen, das auf hohem Bergrücken über der Saale liegt. Er streicht sich über die Stirn und zieht den Psalter aus der Tasche. Der 46. Psalm hat es ihm angetan. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben.

Ruhe, Martine! Und ob sie noch so verirrt und verstockt sind, du kommst zu Menschen, in deren Seelen tief drinnen doch der Schrei nach der lebendigen Wahrheit ruht. Sie verquicken Göttliches und Menschliches. Über das Göttliche gibt es kein Paktieren, über das Menschliche wird sich reden lassen. Willst du mit

dem gemeinen Manne rechten? Hab ihn lieb, denn du kommst als Bote Gottes.

Der Wagen fährt durch den Torbogen. Menschen drängen in den Straßen. Keine Ehrerbietung auf den Gesichtern, Spannung, ja, und etwas anderes: Hohn. Sie wissen es in Orlamünde besser, als es der berühmte Doktor aus Wittenberg weiß, und wenn sie auch einst Achtung vor ihm hatten, so steht ihnen doch heute ihr Schuster, der das Wort führt, höher; denn er ist klüger, und er geht aufs Ganze. Neben ihm sind ein paar andere, die zwar den Mund noch weiter aufreißen, den Heiligen Geist aber nicht in der gleichen Fülle haben. —

Breit sitzt Luther am Tische. Um ein Haar hätten sie ihn von der Kanzel gerissen. Es ist vorüber. Sein Predigerrock bauscht und bläht sich. Die Augen sind unergründlich. Bitterer Ernst und überlegener Spott ruhen nebeneinander.

Ihm gegenüber steht ein Mann, hager, das Kinn spitz, das Hinterhaupt wie abgehackt. Mit seinen dürren Händen fuchtelt er in der Luft. Er hat eine hohe, aber nicht tonlose Stimme. Der Mann bebt. Seine Glieder zucken, auf den starken Backenknochen glühen rote Flecken. Die Augen leuchten nicht, sie brennen.

Tief und ruhig fragt ihn Luther: „Und so vermeint Ihr es aus der Heiligen Schrift gelesen zu haben?"

Der Mann schlägt auf seine Brust. „Wen der Geist erleuchtete, der bedarf der Schrift nicht."

„Ihr wollt also ohne die Schrift auskommen? Wodurch wollt ihr Euch dann leiten lassen?"

„Es steht geschrieben, die sind Gottes Kinder, welche der Geist Gottes treibt."

„Und das ist der Geist Gottes, daß ihr die Schrift so dreht

und deutet, wie ihr sie haben wollt? Und das ist der Geist Gottes, daß ihr die Herren durch die Spieße jagt?"

„Ja", kam es wie aufgrollende Brandung von draußen her durch das Fenster. Und: „Ja", wiederholte der Schuster. „Es sei denn, daß wir zuvor mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben, was Satan gebaut hat, alles Herrenwerk bis hinauf zu des Kaisers Majestät, daß wir den Armen in die Pfründe des Reichen gesetzt haben . . ."

„Her, her!" brüllten die draußen. „. . . sonst kann das Reich der Heiligen nicht gegründet werden."

„Und du willst es gründen und sein König sein?" fragte Luther mit bitterem Spott.

„Ich, und die der Heilige Geist dazu auserlesen."

„Als da sind die Zwickauer und Mühlhäuser Propheten?" Luther sprang auf. „Ich habe nicht hart mit euch reden wollen, Gott ist mein Zeuge. Nun ich aber sehe, wie tief ihr in des Teufels Gewalt verstrickt seid, will ich euch ein Lied singen, davon euch die Ohren gellen sollen. Seid still, ihr da draußen! Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. Heilig nennt ihr euch und wollt es sein ohne die Schrift. Führen wollt ihr und wollt es, ohne den Weg zu wissen. Ich sage euch, euer Geist ist vom Teufel, aber nicht von Gott, und es ist kein größerer Lügner als der Geist, so er nicht von Gott kommt. Inbrunst nennt ihr eure Brunst, Gerechtigkeit eure Morde und Mordbrennereien. Kennt ihr das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen? Ihr seid es, die Unkraut säen. Hütet euch, daß die Schrift nicht verkehret werde, und ihr verkehrt sie mit jedem Atemzuge."

Wie immer in seinen höchsten Stunden wuchs Luther über alles

menschliche Maß hinaus. Er loderte, und seine Augen lagen tief. „35 000 Bauern ziehen rottierend durch das Thüringer Land, das recht ein Garten Gottes sein könnte. 35 000 arme Karsthänse sind entmenscht und fordern göttlichen und menschlichen Zorn heraus. Ich habe euch mit heißem Bemühen das Wort Gottes gegeben, daß ihr es hören und verstehen könnt, als spräche eure Mutter zu euch, daß, so wir uns darunter beugen, die Welt ein Tempel Gottes sein muß. Ihr macht ihn zur Mördergrube. Hilf, lieber Gott! Was wird es für ein Gericht sein, das über euch kommt!"

Ein Stein flog durch das Fenster, dicht an Luthers Haupt vorüber, die Menge schrie auf, Spieße fuchtelten über den Köpfen. Mit starken Armen teilte Luther den Haufen in der Stube, stampfend trat er aus der Tür mitten unter die Leute, bleich, eisern, äußerlich unerschüttert. Den Pfarrer, der sich ihm an den Rock hängte, wies er zurück.

„Wir fahren!"

Die Glocken begannen zu dröhnen, der Wagen rumpelte, Luther stieg ein, den Psalter hoch in der Rechten.

„Fahr zu!"

Und die Menge, die ein Weilchen durch den mächtigen Willen des für seinen Gott Eifernden gebannt gewesen war, johlte wieder auf, Fäuste wirbelten, Lippen geiferten, Steine flogen. Krachend flog ein Stein gegen Luthers Wagen. Er achtete es nicht. Der Torbogen hallte wider, der Wagen fuhr in das Tal hinab.

*

Schwerkrank lag Kurfürst Friedrich der Weise auf dem Siechbette, und Deutschland stand in Flammen. Indes Luther im Thüringerland mit dem Worte die Rotten zu bezwingen ver-

suchte und in tiefer Bitterkeit inne ward, wie wenig das Volk das Gut zu schätzen wußte, das er ihm brachte, wie sie die Freiheit, die er ihnen predigte, in Zügellosigkeit wandelten, wie das Menschliche das Göttliche, das Luther vermeinte, ganz und gar überwucherte, rüstete sich sein Fürst zum Sterben.

Über dreihundert Reliquien hatte der Kurfürst gesammelt, sie versagten in den letzten Stunden. Keine Berufung auf sie entlastete die ringende Seele. Schützer seines lieben Doktor Luther, hatte er doch nie anders als schriftlich mit ihm verkehrt, weil er nicht Herr innerer Hemmungen zu werden vermocht. Dem Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu zugetan, drang er doch erst vor des Todes Pforte unmittelbar hinein.

„Man soll den Doktor Luther rufen." Des Fürsten Stimme war schwach, er stöhnte auf. Gewitterwolken ballten sich über Schloß Lochau, der kurfürstliche Bote jagte durch die Nacht auf Wittenberg zu. Das schwarze Kloster war leer, Luther im Thüringer Lande, das in maienlichem Blühen lag, und dessen Herrlichkeit im Mißklang stand zu des Reformators Inwendigem. Grollend brauste der Donner über Lochaus Mauern, langsam und schwer tropften die Stunden. Friedrich, den die Geschichte den Weisen nennt, richtete sich jäh aus dem Halbschlafe empor. Der Arzt trat herzu und fühlte den Puls. „Von Euch aus kann mir keine Hilfe mehr werden", wehrte der Kranke ab. „Warum kommt der Doktor Luther nicht?"

„Kurfürstliche Gnaden, der Bote ist längst unterwegs."

„Hilf, lieber Gott, was bin ich doch für ein armer, armer Mensch und bin ein Fürst gewesen. Er ist wohl oft hart gegen mich angegangen, der Doktor Luther, aber er hat recht gehabt, und wenn mich Gott noch einmal wollte von diesem Lager aufstehn lassen, dann wollte ich wohl mehr tun, als ich getan habe."

Er legte sich in die Kissen zurück und faltete die Hände. „Sind neue Botschaften von draußen gekommen?“

„Ja, Kurfürstliche Gnaden.“

„Haltet nicht zurück.“

„Die Bauern sind toll geworden und wüten ärger denn wilde Tiere. Die Klöster brennen, die Ritter verbluten unter ihren Spießen.“

„Die Armen werden viel von uns beschwert. Will Gott es haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein Wille nicht, wird es bald anders.“

„Kurfürstliche Gnaden, die Bauern berufen sich auf den Doktor Luther.“

„So soll man die Lüge zuschanden machen. Er ist nicht schuldig. Sagt ihm alles nach, aber nicht, daß er ein Rottierer wäre. Niemals hat er ein Schwert geschwungen, und niemals wird er es schwingen. Mit dem Worte rodet, pflügt, sät und mäht er. Von Bauern ist er hergekommen, und ein Bauer ist er im Reiche Gottes auf Erden. — Der Morgen will kommen. Hört Ihr die Nachtigall schlagen? Mich dünkt, meine Getreuen werden wach. Man soll sie hierher rufen.“

Strahlend ging die Maiensonne auf. Die Hecken schwelgten in Blüten, die Gärten prangten, die Vögel jubilierten, und ein leuchtender Himmel stand weit offen über dem Lande.

Langsam und scheu traten sie in ihres Herrn Sterbezimmer, alle die Treuen, die ihm in Schloß Lochau dienten. Braune, gesunde Gesichter, hartrindige Hände, feste Glieder, und vor ihnen, vom Tode gezeichnet, der Fürst, der allezeit gütig und menschlich gewesen war. Seine Augen gingen von einem zum andern. „Habe ich einen von euch beleidigt, meine lieben Kinder, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben.“ Da langten rauhe Hände

nach tränennassen Augenwimpern, halb zerschlissene Jackenärmel fuhren darüber, zuckende Lippen wollten stammeln, und hastig und keuchend ging der Atem des Fürsten. Sie hatten ihm nichts zu vergeben, die armen Menschen, und wenn es je eine schwere Stunde für diesen und jenen unter ihnen gegeben hatte, dann war die Stunde, da der Fürst den geringsten seiner Diener um Vergebung bat, die schwerste.

Die Tür schloß sich hinter ihnen, sie atmeten wieder auf, der Maienmorgen, der erloschen gewesen war, sah sie wieder an, aber es war eine andere Welt, als noch vor einer kurzen Viertelstunde, obwohl auch über ihr bereits eine Sorgenwolke gestanden hatte.

Mit friedlichem Antlitz lag der Kurfürst auf dem Lager. Seine Augen gingen in die Ferne, tasteten nach etwas, das strahlend über alle Himmel ragte, sogen sich fest, begannen zu leuchten.

„Doktor Martinus soll mir das heilige Mahl geben, so, wie er es uns gelehrt hat, in Brot und Wein."

„Kurfürstliche Gnaden, der Doktor k a n n noch nicht da sein."

„Dann soll es mir ein anderer reichen. Verliert keine Zeit, ich sehe bereits den Himmel offen."

Der Kurfürst nahm, nachdem er in lutherischer Weise gebeichtet, das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt, draußen schlug die Nachtigall, und ihr Gesang drang wunderlieblich und geheimnisvoll durch das Fenster.

Friedrich der Weise, der ein gütiger Fürst, ein Schützer seines lieben Doktor Luther und doch kein ganzer Mann gewesen war, schloß die Augen. Er stöhnte noch ein paarmal laut auf. Der Atem setzte aus, die Glocken kündeten seinen Tod.

Ihr Hall stieß gewaltig an die Fenster der Studierzelle Luthers im schwarzen Kloster zu Wittenberg. Er hatte seinem Landes-

herren den Kelch nicht reichen können, er würde ihm die Leichenrede halten. Und er hielt sie ihm in der Schloßkirche zu Wittenberg. Hochgereckt und breit stand er da, ringend mit sich, unfrei in dieser Stunde, wenn er des Aufruhrs draußen gedachte, aber sich bezwingend. Gott die Ehre und das Evangelium auf die Schanzen!

„Unter seinem Schutze und Schirm", bekannte er von dem toten Fürsten, „ging das Evangelium glücklich vonstatten und nahm allenthalben überhand."

Die Gruft hat sich geschlossen, wundersüß geht der Maienabend über die Erde. Luther stützt das Haupt schwer in die Hand. „Friede", sagt er und hebt die Augen dem offenen Fenster zu, „Friede, und ist doch hier kein Friede!"

Melanchthon nimmt seine Hand. Der Mann sucht zu beruhigen und ist doch selber unruhig. Er hat als erster des Freundes Gesicht nach der Rückkehr von seiner Reise wider die aufrührerischen Bauern gesehen. Luther liebt es nicht, sich in seiner Rede zu mäßigen und liebt es nicht, Ruhe zu heucheln, wenn es in ihm kocht. Er kehrt zurück aus Thüringen als ein in tiefster Seele Verwundeter, aber er kann sich zu der Schrift, die ihm unterwegs, hätte er es gewollt, wie Sturm aus der Feder gelaufen wäre, nicht entschließen. Was er zu sagen hat und sagen möchte, weiß er, aber er ist unsicher und fragt sich, ob hier der Diener Gottes oder der gekränkte Mensch sprechen will.

Zornig, ohne daß ihm Melanchthon unrecht gegeben, fährt er ihn an: „Was liegt an mir armem Madensack? Hätten sie mich doch zu Nordhausen oder zu Orlamünde totgeschlagen. Solange ich aber lebe, habe ich für die Wahrheit zu zeugen."

Philippus hat Angst um den Mann, dem sich seine weiche Seele unterordnet. Luther ist verstört und ist wahrlich fähig,

noch einmal mitten in das Getümmel zu gehen, sich sein Urteil zu holen, wenn es nicht gelingt, die ungeheure Spannung in ihm zu lösen.

Entschlossen, soweit er das Luther gegenüber überhaupt sein kann, reckt er sich. „Willst du es den Rottierern vergessen, daß sie wider dich aufgestanden sind wie gegen einen Knecht, der seinen Herrn bestohlen hat? Das willst du vergessen?"

„Knecht", Luther sah ihn sinnend an, „Knecht, sagst du und vergessen?" Er strich Magister Philippus lächelnd über den Arm und erhob dann drohend den Zeigefinger. „Philippus, mir scheint, als erreichtest du gerade das Gegenteil dessen, was du erreichen willst. Knecht! Ein Christ ist aller Dinge Meister und aller Menschen Knecht. Und: Vergessen? Sieh mich an, Philippus! Ist es nicht, als hätte man gärenden Wein in einen zugebundenen Schlauch geschüttet? Wahrlich, so bin ich, und wenn ich den Schlauch nicht aufbinde, dann zerreißt er. Daß ich ihn aufbinden muß, weiß ich. Wie ich ihn aufbinden werde, weiß ich nicht. Im Namen Gottes aber soll es geschehen, es sei so oder so. — Meinst du nicht, daß Gott unseren guten Fürsten zur rechten Zeit heimgerufen hat?"

„Ja, Martinus, das meine ich."

„Warum meinst du es?"

„Nicht nur, daß die Welt heute voll Rottierer und Blut ist, ich sehe . . ." Melanchthon brach ab.

„Was siehst du?" fragte Luther streng.

„Ich sehe sie anlaufen wider das Evangelium mehr noch als bisher."

„Und es scheint doch, als trügen es die Engel Gottes selber sieghaft durch das Land?"

„Martinus", Melanchthon umklammerte Luthers Rechte mit

beiden Händen, „Martinus, auch du hast mit der Knute des Wortes den Aufstand nicht niederschlagen können und . . .“

„Und? Sprich weiter, Philippus.“

„Und standen doch nur die armen Karsthänse dawider. Meinst du, daß der Kaiser seine Sache verloren gibt, und daß der Papst still zusieht, wie seine Macht zerbröckelt? Die Bauern schlagen mit Karsten und Morgensternen drein. Der Kaiser fährt seine Feldschlangen dawider auf.“

„Und der Papst hat die Schlange zum Helfer, die in die Fersen sticht. — Du hast recht, Philippus.“

„Solange du bei uns bleibst, glaube ich, daß weder Papst noch Kaiser das Werk zerstören, das du angefangen hast.“

„Ich?“ Luther schüttelt den Kopf. „Nicht ich, sondern Gott durch mich und dich und Pomeranus und Cruziger und all die anderen, voran unsere Fürsten und Herren. Und solange ich lebe? Kleingläubiger! Du hast mich schier wieder in gute Stimmung gebracht. Fast möchte ich lachen, wenn ich daran denke, wie ich immer in schweren Stiefeln einherstapfe als ein Bauer oder ein Reiter, wie du willst, und daß ich nur dazu da bin, zu roden, zu graben, zu hacken, daß aber, der hernach als ein stiller, sanfter Regen darüber kommt, so daß das Korn sprießen kann, du bist. — Philippus, ich werde eine schwere Nacht haben, muß ganz tief in Gottes Wort hinabsteigen, dahin, wo die lautersten Quellen fließen, daß ich den Martinus wieder finde, der mir unterwegs verloren gegangen ist. Grüße dein Weib. Du darfst ruhig schlafen. Deine Seele ist rein.“

Die Nacht war gekommen, die Sterne leuchteten, und die roten Blumen blühten auf verwüsteten Beeten. Luther drückte betend die Stirn gegen die Tischkante, daß hernach eine so tiefe rote Narbe in der Stirn war, daß sie erst am anderen Tage verging.

Er rang mit Gott bis zu dem letzten: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Die Nägel der Rechten gruben sich in die Linke, die der Linken in die Rechte, der leere Magen — Luther hatte den ganzen Tag nicht ein Stück Brot gegessen — schmerzte, die Füße wurden lahm, die Beine steif, Luther betete.

„Ich will das Fleisch niederringen. Herrgott, nicht meine Ehre gilt es, sondern deine, nicht mich haben sie gelästert, sondern dich.“ Und keuchend: „Satanas, willst du, daß ich meine Schande mit verlogenem Mantel zudecke? Hebe dich weg! Christus, hab Erbarmen mit deinem Knecht, und wenn ich zuweilen zu grob mit dir, Gottvater, geredet habe, dann siehe meine Schuld nicht an. Ich weiß, daß ich zu wenig bete und danke und zuviel zürne.“

Und wieder war es in der schweren Maiennacht so, „daß Gott ihn toll“ machte. Der sich lange nach Mitternacht erhob, wie ein Stein auf sein ungemachtes Bett sank und binnen Ja und Nein einschlief, hatte den alten Adam ganz und gar ersäuft, hatte vergeben und dachte nicht daran, der Fürsten Gewalt wider die Bauern aufzurufen.

Es verging aber am andern Tage keine Stunde, die nicht neue Unglücksbotschaft gebracht hätte. So sehr der deutsche Bauernsohn mit den armen Kunzen gefühlt und ihre zwölf Artikel als vernünftige Verhandlungsgrundlage anerkannt, so lächerlich traurig ihn ihre Uneinigkeit und die Überheblichkeit ihrer Führer anmuteten, so hoch ließen ihre Unmenschlichkeiten seinen Zorn auflodern. Er warf die Brandfackel wider die Bauern hinaus, und die Fackel zündete zugleich und löschte aus. Sie löschte die Hoffnung auf Luther aus, jagte die Enttäuschung von Dorf zu Dorf und das Entsetzen unter die bäuerlichen Haufen. Es ist aus! Luther ist nicht mit uns! Warum ist er es nicht? Erinnert ihr euch nicht dessen, was euch eure Führer gesagt haben? Wa-

ren Karlstadt und Münzer Narren? Sie sind Narren erlegen, aber sie selber waren Männer, die den Lauf der Dinge klarer durchschauten als Luther. Nie wird er den Knoten lösen, sie hätten ihn durchhauen. Weicht, weicht, es ist aus, Luther hat uns verraten, Luther, der Mann der Halbheiten, der Freund der Fürsten und eines üppigen Tisches!

Waren einst die Engel Botenläufer der Thesen gewesen, so war Satan jetzt der Botenläufer der Enttäuschung.

*

Sie saßen bekümmert zusammen, Spalatin, Bugenhagen und Cranach. Spalatin hatte sich ereifert gehabt, er war ruhiger geworden, im Grunde stimmten die drei überein. Was nun? Luther hat die Reformation totgeschlagen, indem er die Revolution niederschlagen half. Reformation, ja. Revolution aber, nein!

Spalatin wußte es. „Sie haben ihn zu Nordhausen und Orlamünde schier totgeschlagen, und mehr als einmal ist er knapp ihren Spießen entkommen."

Bugenhagen schüttelte den Kopf. „Ihr seid auf falschem Wege, ihr Herren. Das kann bei einem Luther, der sich täglich vor seinem Gott in den Staub beugt, den Ausschlag nicht gegeben haben."

Cranach strich den Bart. „Herr Doktor, Herr Doktor, wollte Gott, Ihr hättet recht! Was aber auch die Ursache sei, — und ich schätze, daß ihm ein Ratgeber dabei nicht gefehlt hat, — wer Gottes Werk treiben will, soll sich nicht in der Menschen Händel mischen."

Indem trat Melanchthon ein, lächelnd, friedevolle Unterhaltung mit klugen Männern suchend.

„Ei", sagte er, „mir scheint, ich komme zur guten Stunde." Er ward betroffen, als er die verlegenen Gesichter sah und wollte wieder aus der Tür schlüpfen.

Cranach stellte ihn. „Herr Magister, wir sprachen eben vom Doktor Luther."

„Ja", sagte Melanchthon leise, „ja, und?"

Cranach spielte mit den Fingern auf dem Tische und schlug die Augen nieder. „Ihr seht selbst, welchen Schaden er seinem Werke mit der Schrift wider die Bauern getan hat, und wir stritten eben darüber, ob . . . ob er ganz und nur aus sich selber gehandelt, oder ob . . . ob ein anderer ihm den Rat gegeben habe."

Melanchthons Gesicht ward rot, aber er hielt dem Blick Cranachs, der ihn nun scharf ansah, stand.

„Den Rat", sagte er und zitterte dabei, „den Rat, den . . . den habe ich ihm gegeben."

„Dann war es ein schlechter Rat", sagte Spalatin hart.

„Ja, aber", suchte sich Melanchthon zu verteidigen, „ja aber . . ."

Die Treppe dröhnte unter hartem Schritt. Luther trat ein. „Ich suchte dich, Philippus. Du mußt mir helfen. Wie soll ich es sagen? Wörtlich übersetzt möchte es heißen: Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund, aber welcher Mensch in deutschen Landen spricht so? Was ist Überfluß des Herzens für ein Ding? Ist es nicht dasselbe wie Überfluß des Hauses oder Überfluß des Kachelofens?" Er lachte laut. Und mit einem Ruck riß er den rechten Arm aufwärts. „Ich hab's!" rief er mit derselben sieghaften Stimme, mit der er seinerzeit in Worms sein: „Ich bin hindurch!" gerufen. „Ich hab's! So soll man sagen: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Das ist deutsch. —

Was steht ihr denn, ihr Herren, und seht mich an? Bin ich heute ein anderer als gestern und vorgestern?" Seine Augen wurden scharf und durchdringend. „Ach, ihr Herren, ich meine fast, ihr habt eben vom Doktor Luther geredet."

„Ja", bekannte Spalatin trotzig.

Luther trat einen Schritt näher. „Wenn Ihr dabei seid, Herr Spalatin, überhaupt wenn in jetziger Zeit über mich geredet wird, dann weiß ich auch, was gesagt worden ist. Und Philippus sitzt da wie der Vogel beim Gewitter. Warum denn, Philippus? Haben sie dir ein Unrecht nachgewiesen? Mich dünkt, du hast noch nie in deinem Leben eins getan."

„Aber ich habe dir doch den Rat gegeben."

„Welchen Rat?"

Cranach erhob sich. „Herr Doktor, wisset Ihr allein nicht, wie das Volk heute draußen verstört ist?"

Luther stand mit gespreizten Beinen wie ein Landsknecht.

„Warum ist es verstört?"

„Weil Ihr die Fürsten wider es aufgerufen habt. Gottes Wort will es aus Euren Händen und ist Euch nachgelaufen schier wie dem Heiland selber."

„Da sei Gott vor!"

„Ich sage nicht zuviel. Alles Gute, Reine, Klare hat es von Euch erwartet, Ihr aber habt die Fürsten dawider gehetzt. Stechet, brennet, senget, habt Ihr geschrieben. Als ein Gotteswerk habt Ihr es hingestellt, so sie die armen Karsthänse zusammenhauen. Nun wissen sie nicht mehr, wessen sie sich von Euch zu versehen haben. Das große Werk der Reformation stockt. Wo zuvor die Adler geflogen sind, da fliegen jetzt die Krähen. Und den Rat hat Euch Magister Philippus Melanchthon gegeben."

Luther sah gütig zu Melanchthon herab. „Armer Philippus!

Komm her!" Das Männlein stand neben ihm. Der große, breite Luther legte ihm den Arm um die Schultern. Sein Blick aber wandelte sich. Er sah Spalatin, Bugenhagen, Cranach der Reihe nach fragend an. Die Augen blieben auf Cranach haften. Spott, überlegener Spott zuckte auf.

„Herr, wenn ich ein gutes Bild haben will, etwa von mir oder dem lieben Philippus, dann komme ich zu Euch; denn das versteht Ihr. Dreht es sich aber um die Welthändel, dann suche ich Euch so wenig auf wie euch, ihr Herren; denn das versteht ihr nicht. Und geht es gar um den Luther, dann wißt, daß er nächst bei Gott sich nur bei sich selber Rat holt. Wie habt ihr doch dem armen Philippus weh und unrecht getan."

„Er hat es selbst gesagt", unterbrach Spalatin.

„Wenn ihr einen Menschen sucht, der sich für mich in Stücke hauen läßt, dann braucht ihr nur meinen Philippus zu suchen. Wie sollte er nicht sagen, was ihr hören wolltet, ihm in den Mund legtet und er wohl in der Tat auch selber vermeinte." Luthers Augen begannen zu brennen. Spott und Milde, sie waren ausgelöscht. „Es ist wahr, Philippus ist bei mir gewesen. Ich habe ihn hart angefaßt. Wollte Gott, ich könnte es ungeschehen machen. Satan glaubte ich aus ihm sprechen zu hören, und Satan hat mich hernach noch gebeutelt, daß mir Hören und Sehen vergangen ist. Und ich habe ihn doch untergekriegt, zuletzt mit dem: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Stunde um Stunde habe ich mit Gott gerungen wie Jakob, da er an der Furt Jabok rang, und ist keine Falschheit in mir gewesen, wie sie in ihm war. Ich bin lahm und zerbrochen gewesen, schlimmer denn ein Esel, der seine Last durch Dornengestrüpp trägt. Und als ich hindurch war, habe ich vor meinem Gott gestanden nackt und bloß, wie er mich geschaffen, und habe nichts gekannt als

Ergebung und Demut. Kein Wort mehr habe ich wider die armen Kunze schreiben wollen aus Erbarmen, nicht weil ich Angst gehabt hätte um den Weg des Evangeliums. Das ist nicht meine und ist nicht eure Sache. Gottes Sache allein ist es, und so er sein Werk nicht schützen und fortführen könnte, wäre es wohl besser, wir hielten alle das Maul, denn was dünkt euch denn, wer wir sind? Madensäcke, arme Madensäcke sind wir alle miteinander, und so ich nicht die Hoffnung hätte, daß, die nach mir kommen werden, vieles immer noch besser und deutlicher sagen und schreiben könnten als ich, dann wollte ich von dieser Stunde an kein Wort mehr sagen und keine Zeile mehr schreiben. — Was wisset ihr Herren von der Karsthänse Tun und Treiben? Es scheint, als wüßtet ihr weniger denn ich. Wohlan, so will ich euch sagen, wie es aussieht. Sie morden und brennen vom schwäbischen Meer bis über das Harzgebirge hinaus. Das Land stinkt vom Blut. Narren haben sie zu ihren Häuptlingen gemacht und Gottes Wort verdreht und verbogen, daß der Fürst der Hölle von Anbeginn der Welt keine größere Freude gehabt hat. Es mag mit der Möncherei und Nonnerei sein wie es will, sie mögen heute aus den Klöstern laufen nicht um des Gewissens, sondern um des Fleisches willen, daß aber die Bauern ihren Mutwillen mit ihnen treiben, dazu sind sie nicht da. Es mag der Kaiser sein wer er will, ich habe wider ihn gestanden als den Feind des Evangeliums, wenn sie aber eines Kaisers Tochter mit ihrem Söhnlein auf einen Mistwagen laden, so zertreten sie damit nicht nur der Menschen, sondern Gottes Ordnung. Weist mir eine einzige Tat der Bauern auf, die ich vor Gott gutheißen könnte. Wo ist sie? Saufen aber und prassen, stechen, morden und sengen, das ist Satans Werk. Ich habe mich großen Dinges vermessen, als ich unter sie ging, ich habe geirrt. Gut. Ich habe

alles unter die Füße getreten, was mir das Blut kochen machte; denn die Rache ist mein, spricht der Herr. Mit Gott habe ich geredet, außer mir bin ich gewesen, und ob ich jetzt in mir bin, weiß ich nicht. Besessen war ich von Gott, und er ist es, der ‚ja' gesagt hat. Wollt ihr nun ‚nein' sagen? Ihr wollt es, wie ihr vorgebt, um des Evangeliums willen. Ich sage euch, Gott kann ihm auch aus den Steinen Zeugen erwecken, so er es will. Bitterere Stunden, als in diesen Tagen, habe ich nie erlebt. Zum Halse heraus stinkt mir die Bitterkeit. Ein ärmerer Mensch bin ich nie vor Gott gewesen als derzeit, aber das sage ich in allem Trutz: Mein Gewissen ist rein! Das Blut, das vergossen, komme auf die, so Göttliches gemein und Menschliches göttlich gemacht haben. — Komm, Philippus, uns erwartet Besseres."

Da hing sich Cranach an Luthers Rock, Bugenhagen drängte heran, und nur Spalatin blieb noch ein wenig abseits stehen.

„Vergönnt uns ein Wort", sagte der Maler.

Luther sah ihn mit fremden Augen an. „Was wollt Ihr?"

„Daß Ihr uns vergebt."

Luther löste den Arm von Melanchthons Schultern, verwundert und betroffen.

„Vergebt? Was hätte ich euch denn zu vergeben? Daß ihr Übles vom Luther geredet habt? Ihr könnt gar nicht genug Übles von ihm reden."

„Da sind wir dawider", sagte Bugenhagen laut. „Gutes wollen wir von Euch reden."

„Ach, liebe Herren", Luther lächelte wehmütig, „belastet doch mein Gewissen nicht noch mehr. Laßt uns gehen in Gottes Namen. Herr Doktor Bugenhagen, wenn Ihr nachher ins schwarze Kloster kommen wolltet, so wäre es recht. Hiob widerstrebt dem Verdeutschen schier noch mehr, als er seinen Leiden widerstrebt

hat. Es können gar nicht genug Ärzte an seinem Krankenlager stehen. — Der Friede Gottes sei mit uns allen!"

Die Tür schloß sich hinter Luther und Melanchthon.

Cranach stand in schwerer innerer Belastung am Fenster. Spalatin rührte seine Schulter an. „Kommt zu Euch, Herr!" Da wandte sich der Maler um. „Ihr Herren, ihr Herren, wer von den Sterblichen in aller Welt möchte sich mit ihm messen! Was hat Gott für eine Kraft in ihn gebannt! Ich — schäme mich!" — Er ging ohne Gruß davon.

Spalatin aber, der kluge, bedächtige Hofprediger, schüttelte den Kopf. „Und es bleibt ihm die Stunde, da er seinen Schritt bereut, d o c h nicht erspart!"

*

Die Schlacht von Frankenhausen war geschlagen, auf den Marktplätzen der Thüringer Städte rollten die Köpfe, und das Licht vieler saatenfroher Bauernaugen ward durch den Henker für immer ausgelöscht. Waren die Bauern grausam gewesen, so waren es die Fürsten nicht minder. —

Verlassen stand Meister Bertrams Schmiede am Fuße der Wartburg. Es war rasch gegangen mit dem Meister, viel zu rasch. Der heute dastand wie ein ragender Baum, lag morgen tot und kalt auf den Steinen. Er war krank gewesen, ohne es Wort haben zu wollen, und ohne daß ein Mensch es ihm angesehen hätte. „Schmiedeherz" heißt die Krankheit, die die Schmiede landauf, landab vor der Zeit hinrafft.

Der Husten war des Meisters Begleiter durch Jahre gewesen. Ein hohler, quälender Husten, dem sich Atemnot vom Herzen her gesellte, und eines Tages war Bertram mitten im Husten tot am Amboß zusammengesunken.

Entsetzt sahen Arno Siebert und sein Weib einander an, und zu gleicher Zeit klang draußen Hufschlag vieler Pferde. Der Ritter von Tal wollte vorüber reiten. Er gedachte nicht einzukehren, aber als er, sich zurückwendend, in der Tür Arno Siebert stehen sah und neben ihm den blonden Scheitel seines Weibes, da schoß ihm die rote Lohe über das Gesicht. Er sprengte knirschend zurück, den entlaufenen Bauern wieder einzufangen und sich an dem jungen Weibe nun erst recht Genüge zu tun.

Einen Augenblick hatten die Blicke erkennend ineinandergeruht, dann hatte Siebert sein Weib am Handgelenk ergriffen, hatte den Jungen aufgerafft und war durch die rückwärtige Tür in den Wald entflohen.

„Lauft, der Tod ist über uns!"

Sie waren gelaufen, immer tiefer in den Forst, immer weiter. Das Keuchen gejagter Rosse aber verklang, die Flüche, unter denen sich die Bäume gebogen, verstummten. Er hatte zu weiterer Verfolgung keine Zeit, der Ritter von Tal, er mußte nach Eisenach zu wichtigem Geschäft; denn es galt zu beraten, wie die Flammen beginnenden Aufruhrs erstickt werden könnten, aber er würde zurückkehren.

Und als er zurückkehrte, da war es, als habe Teufelsspuk ihn gefäfft. In der kalten Schmiedehalle lag neben erloschenem Herdfeuer am blanken Amboß ein toter, bärtiger Mann und hatte eine Eisenstange so fest in der starren Linken, daß es nicht möglich war, sie daraus zu lösen.

Des Ritters Knechte durchstöberten indes das Haus und brachten Frauen- und Kinderkleider zum Beweis, daß sich ihr Herr nicht getäuscht, sondern daß er recht gesehen. Der Ritter durchstach Stück für Stück mit seinem Schwerte, das Schicksal anzudeuten, das er dem Manne zu bereiten gedacht. Es war aber

keine Zeit zu verlieren; denn es war denkbar, daß der Verfolgte einen Bauernhaufen aufgeboten hatte, und der mit Sensen und Morgensternen aus der nächsten Waldschlucht hervorbrach. Man ritt weiter.

Drei Tage und drei Nächte hatte Arno Siebert die Schmiede umkreist wie ein Fuchs. In der vierten Nacht wagte er sich hinein. Erschauernd sah er die durchstochenen Gewänder, deren eines mildtätig auf Meister Bertrams Gesicht gefallen war und es zugedeckt hatte. Das Schwert, das er selber geschmiedet und geschärft, holte er unter der Bettlade hervor. Es in der Rechten haltend, trat er hinaus und ließ den Kuckucksruf erschallen. Aus dem Walde kam Antwort, und rufend fanden sich Arno Siebert und sein Weib Maria.

Die drängte sich an den Mann. „Sage, wie du es fandest."

„Ich weiß nicht, wie ich es gefunden habe, aber zweierlei weiß ich: Der Meister muß begraben werden, und wir müssen fort. Kommt und haltet einen Augenblick Wache. Ich hole euch Essen und bringe ein Grabscheit mit."

Tief drinnen im Walde grub Arno Siebert ein Grab, und als die Morgensonne aufging, war er fertig. Er schickte Weib und Kind tiefer in den Forst, daß sie nicht Zeugen seines traurigen Werkes sein mußten, lud sich den toten Meister auf den Rücken, legte ihn in das Grab und schichtete Erde darüber. So ward der wackere Mann mit der Eisenstange in der Hand begraben. Es war ein schweres Werk, und keine Glocke läutete dazu. Nur der Wald rauschte sein Amen darein.

Maria betete knieend ein Vaterunser, und ihr Knabe kniete neben ihr, indes der Vater mit trotzigem Gesicht die Mütze in den Händen hielt. Der kleine Martinus aber wollte auch etwas sagen, und weil er weiter nichts wußte als die Weihnachtsmär,

die der Schmied von den Wartburgknechten aufgenommen und an das Kind und seine Mutter weitergegeben hatte, sagte er mit schwingendem Stimmchen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Der Vater aber fuhr mit rauher Stimme dazwischen, es sehe zurzeit nicht nach Friede und Wohlgefallen aus. Sie müßten machen, daß sie weiter kämen, ohne daß er selber wisse, wohin sie sich zu wenden hätten; denn nun seien sie abermals heimatlos.

Mit trotzigen Schritten lief er noch einmal in die Schmiede, etliches zu holen. Als er zurückkehrte, fragte ihn sein Weib, ob er auch das silberne Becherlein mitgebracht habe. „Nein", sagte er. „Ich habe nicht daran gedacht und hätte ich es, so bliebe es dennoch, wo es liegt. Es ist von einem Herren, und der Teufel gesegne sie alle."

„Arno!" jammerte sein Weib. „Du weißt so gut wie ich, wer der Junker war."

„Er *kann* es gewesen sein, mehr weiß ich nicht."

Der Mann war unsicher und sah verdrossen zu Boden. Indes lief sein Weib der Schmiede zu, und als er wieder aufblickte, da huschte sie gerade durch die Tür hinein. Nun mußte er es geschehen lassen; denn eines von ihnen mußte Wache halten. Es dauerte nicht lange, da kehrte das junge Weib zurück. Sie hatte nicht viel mitgenommen, nur den silbernen Becher, den sie in ihrer Rocktasche trug, und ein Beutelchen, das Meister Bertrams Ersparnisse barg. Es war ein schmaler Beutel und war nicht viel drin, aber es war ein Zehrpfennig für schwere Tage. Und warum hätte sie ihn liegen lassen sollen? Der Nächste, der gekommen wäre, hätte ihn doch mitgenommen.

Heimatlos wanderten die drei Menschen ohne Rast, immer weiter nach Süden, soweit als möglich von der Wartburg fort;

denn über ihnen war des Ritters Rache. An Ährenfeldern vorüber, durch Dörfer, in denen es summte und schwirrte, an Bauernhaufen vorbei, in deren Mitte ein eifernder Mann neue, glückliche Zeiten predigte. Um Meiningen glaubte sich Siebert sicher und verdingte sich und sein Weib bei dem Bauern Jobst Märkel, der ein unruhiger Geist war und sich freute, als ihm aus dem Fremden Herrenhaß entgegen loderte.

Als der Winter vorüber war, brachte Märkel einen rottierenden Bauernhaufen zusammen, der zu den Mühlhäuser Propheten stoßen wollte, und Siebert ging mit. Sein Weib lag vor ihm auf den Knien, die Hände ringend und ihn anflehend, doch von dem unheiligen Werke zu lassen. Er hörte nicht auf sie, sondern beharrte auf seinem Sinn. Da schloß sich das Weib mit ihrem Kinde dem Haufen an und ließ sich weder durch Drohungen noch durch gute Worte zurückhalten.

Schon nach kurzer Zeit wußte Siebert, daß die Bauern, mit denen er zog, ebenso wie diejenigen, denen er begegnete, nichts weiter als Mordbrenner waren. Er hoffte aber, daß Märkel sein Versprechen halten und ihn an dem Ritter von Tal rächen werde. War das geschehen, dann wollte er sich von dem Haufen trennen und laufen, so weit ihn seine Füße trugen. Als sie aber in der Nähe von Tal waren und nur noch ein Höhenrücken sie von Dorf und Burg trennte, erklärte Märkel, es sei jetzt die Zeit nicht schicklich, sie müßten machen, daß sie nach Mühlhausen kämen und wollten dann den Ritter auf dem Rückwege erledigen.

Da zog Arno Siebert als ein verbitterter Mann in die freie Reichsstadt Mühlhausen ein und lachte innerlich grimmig, wenn er sah, wie sich die Prahlhänse, die mit jedem Maulaufreißen einen Ritter, Pfaffen oder Stadtherren zu verschlingen vorgaben, blähten. Einer aber tat es ihm an. Das war Thomas Münzer,

der Mann mit den eingefallenen Schläfen und den unergründlichen Augen. Sagte ihm auch der wägende Verstand, daß auch Münzer ein Opfer werden würde, entweder der Narren im eigenen Lager oder der Ritter, so rührte ihn doch dessen ehrlicher Mut.

Darum stand er bei Frankenhausen neben ihm, bis Münzer floh. Als er inne ward, daß auch der Führer innerlich zusammengebrochen war, warf Siebert das Schwert, das er bislang tapfer geschwungen, beiseite. So nahmen sie ihn denn nicht mit der Waffe in der Hand, aber doch auf dem Schlachtfelde gefangen. Er wäre gewiß mit etlichem Schimpf davongekommen, hätte ihn nicht Jobst Märkel verklagt, um sich selber zu entlasten. Es nützte aber Märkel wenig; denn wie er den Arno Siebert beschuldigte, so beschuldigten ihn andere, und weil er nicht davon los kam, daß er der Rädelsführer gewesen war, legten sie ihm den Kopf vor die Füße. Den Siebert aber blendete der Henker auf beiden Augen, und es war eine Gnade, daß ihm nicht auch noch die Hände abgehackt wurden.

Rund um den Marktplatz in Frankenhausen standen Männer und Weiber, totenbleich und aufweinend, wenn ein Haupt rollte oder einem das Augenlicht ausgelöscht ward. Da stand auch Maria Siebert, ihren Knaben an der Hand, und als ihr Mann an der Reihe war, da riß sie sich aus dem Haufen los und stürzte auf den Henker zu: „Habt Erbarmen, Herr! In Jesu Namen bitte ich Euch, habt Erbarmen! Wir wollen laufen und wenn es bis an der Welt Ende ist, aber habt Erbarmen. Seht den Knaben, er heißt Martinus, dieweil ihm Doktor Luther den ersten Segen auf den Weg mitgegeben hat. Er ist wie ein Patenkind des Doktors, und Ihr solltet Euch fürchten vor dem Manne, der Gottes Bote ist.“

„Der Luther“, sagte der Amtmann, „hat selber geboten, daß

man die Kunze zusammensteche." Er stieß mit dem Fuß nach dem Weibe und gab dem Henker einen Wink. Da drang das Eisen zuerst in Arno Sieberts rechtes Auge, dann in das linke. Sein Weib aber ward ohnmächtig, und als er sich bückte, die Bewußtlose aufzuheben, langte sein vierjähriger Knabe nach des Vaters zitternder Hand und legte sie auf der Mutter Arm. Davon erwachte Maria Siebert, aber sie sah nichts mehr, sondern ging an ihres Kindes Hand wie eine Träumende. Den Vater an der Rechten, die Mutter an der Linken, so führte der kleine Martinus die Eltern zurück in den Haufen an der Seite des Marktplatzes, und es war da kein Auge, das trocken geblieben wäre.

Sie gingen, wie das Kind sie führte, gelangten zwischen blühende Gärten und waren allein. Da kam das Weib zu sich, faßte ihren Mann an beiden Oberarmen, sah ihm in das Gesicht und tat einen so gellenden Schrei, daß der ganze Hang davon widerhallte. Von der Stunde an hatte sie ihren Verstand nicht mehr ganz beieinander.

Mit den letzten Zehrpfennigen zahlend, mitleidige Menschen um Hilfe bittend, wanderten die drei durch das Land. Maria Siebert saß oft am Wegrand, nahm ihr Kind auf den Schoß, wiegte es hin und her, so, als ob es noch ganz klein wäre, und sang dazu leise ein Wiegenlied. Der Knabe wehrte sich, aber wenn er seiner Mutter in die Augen sah, dann schwieg er und hielt still. Und immer raunte die Mutter vom silbernen Becherlein, und dann konnte es wohl geschehen, daß sie glücklich auflachte, als müsse auf alle Not ein schöner Tag folgen.

Arno Siebert war wahrlich nicht mit seinem Weibe einverstanden, aber was wollte er machen. Sobald er ein Wort darüber verlor, daß sie in Wittenberg nichts zu suchen hätten und

der Doktor Luther die Bauern verraten habe, schrie sie und war so unglücklich, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Also gab er nach und zog mit.

Die Mutter hatte das Kind gelehrt, die Leute zu fragen, wo der Weg nach Wittenberg gehe. Zuweilen fragte sie selbst, aber dann konnte es geschehen, daß sie auf einmal ganz unvermittelt von der himmlischen Freude, der sie entgegen gingen, zu reden anfing, und dann verwirrte sie die Leute.

Durch tiefe, dunkle Wälder zogen die drei, und die Wölfe gingen ihnen aus dem Wege, Dörfer durchschritten sie, und kein bissiger Hund fuhr auf sie los. Die Fährleute setzten sie umsonst über die Flüsse, und Fuhrleute nahmen sie um einen Gotteslohn ein Stück mit.

Der Mai läutete aus, da zogen sie in Wittenberg ein und fragten sich durch nach dem schwarzen Kloster. Luther hatte gerade einen wichtigen Gang vor, da traten die drei in seine Zelle. Maria Siebert fiel nieder, hob die Hände zu ihm empor und sagte nichts, als: „Da sind wir!"

Verwundert fragte Luther dagegen, wer sie seien. Da holte die Frau den silbernen Becher aus der Tasche und hielt ihn ihm entgegen. Den erkannte der Doktor als ehemals sein eigen, hob die Frau auf, führte sie an einen Stuhl, setzte sich gleichfalls, nahm den Knaben auf den Schoß und hieß sie reden. Sie redete aber so viel von himmlischer Herrlichkeit und irdischer Not durcheinander, daß Luther bald erkannte, wie es um sie bestellt war. Er wandte sich deshalb an den Mann. Der mußte sich Gewalt antun, nicht in Verwünschungen auszubrechen. Er machte es kurz, und Luther spürte, daß er ihm, sobald Weib und Kind nicht dabei waren, mehr zu sagen haben werde.

Maria Siebert unterbrach ihren Mann des öfteren mit

einem: „Ja“, und: „Die Sonne scheint so schön“, und: „Nun sind wir ja da, nun sind wir da“ und lachte bei den traurigsten Dingen, als hätte es einen Kirmestanz gegolten. Luther hatte seine Hand breit auf des Knaben Haupt gelegt und sah den Mann mit dem verbitterten Gesicht und den lichtlosen Augen erschüttert an. „Mann“, sagte er, „es wäre ein Leichtes, dir deinen Irrtum zu beweisen, aber ich will dir nicht weh tun, sondern möchte so lind mit dir fahren, als es nur sein kann. Zunächst will ich versuchen, euch Quartier zu schaffen, dann reden wir zwei mehr miteinander. Kommt!“

Er führte sie zu Lucas Cranach, der ein großes Haus mit einem Garten hatte. Der nahm sie auf, und als sich Maria Siebert am Abend in ihr Bett legte, dem gegenüber das Bild eines Engels hing, da meinte das arme Weib im Himmel zu sein und schlief lachend und glückselig ein, den Becher in der Hand, der ihnen die Pforte des Himmels erschlossen.

III.

Hilf Gott, was war es doch für eine schwere Zeit, die erste Hälfte des Jahres 1525! Elend und Aufruhr allerorten, Enttäuschung und Zweifel im ganzen Lande, Fürstenrache an betörten Menschen, die Maß und Ziel, das sie anfangs gehalten verloren hatten, hämische Freude der Gegner Luthers, die ihren Weizen in die Höhe schießen sahen und wacker nachhalfen, wenn es galt, das Bild Luthers zu entstellen, Fürstentod und Fürstentreue, Hetz und Hatz vom Morgen bis zum Abend. Wochen- und monatelang ist Luthers Bett nicht gemacht, weiß er nicht, hat er gegessen oder nicht, trägt er eine Welt auf den Schultern und kann es nur, weil er fest und gläubig, wie ein Bauer auf seiner Scholle, im Wort Gottes steht.

Er kennt das Zeitmaß nicht mehr. Jede Nacht wird ihm zum Tage, und die einsame Zelle im schwarzen Kloster hört das verzweifelte Stöhnen einer Seele, die, so groß sie ist, auch nur in einem menschlichen Leibe wohnt.

Wiederum sitzt Melanchthon vor dem Freunde, und seine Augen betteln, daß der auch einmal an sich denke. Luther hat gerade in den Tagen wieder schwerste Not mit sich selber, nicht nur seelisch, sondern auch körperlich. Ein beginnendes Leiden meldet sich. Es braust und sauft ihm in den Ohren, als ginge draußen der Sturm, und zu Zeiten dröhnt ihm der Kopf, wie wenn ein schwer beladener Wagen über holpriges Steinpflaster fährt.

Melanchthon hat den Freund gebeten, seines Leibes und seines Leidens zu gedenken. Luther lacht ihn fröhlich an. „Wieviel hätte

ich zu tun, wollte ich darauf achten. Laß es doch sausen und brausen wie das Höllenfeuer selber. Um so lieblicher höre ich hernach die Engel singen. — Erzähle mir, wie es draußen aussieht. Ich sehe und höre schier nichts mehr. Singen die Vögel noch?"

„Sie singen so lieblich wie jedes Jahr um die Zeit."

„Ich dachte, sie hätten das Singen verlernt. Und die Blumen blühen noch?"

„Alle Gärten prangen."

„Philippus, es reißt mich hin und her, es zwickt mich oben und zwickt mich unten. Nicht es, Philippus, er, der Teufel ist es."

„Je mehr du vom Worte Gottes besessen bist, um so stärker läuft Satan wider dich an. Ist das ein Wunder?"

„Nein, aber wenn er es am schlimmsten macht, dann pfeife ich ihm das lustigste Lied vor. Philippus, es geht ein Lied mit mir, Text und Weise, das, wenn ich es fassen und festhalten will, mir immer wieder entschlüpft."

„Ei, so wird der Teufel gerade vor dem Liede die größte Furcht haben, und du mußt wohl acht haben, daß du es rechtzeitig ergreifst."

„Den Anfang habe ich. Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen." Luther lachte hell auf. „Was bauen die Menschen doch für feste Burgen, darauf sie sich verlassen, und sind doch nichts gegen die Burg, in der wir sitzen. Was schmieden sie für Schwerter und Spieße, fahren ihre Kanonen auf und werfen damit ihre Kugeln unter die Menschen, und alle ihre Waffen sind doch nichts gegen die Waffen, so uns Gott mit seinem Worte in die Hand gegeben. Was bin ich fröhlich darum, und nichts und niemand soll mich aus meiner Fröhlichkeit reißen. Singen will ich, Philippus, singen noch viel mehr, als ich bislang gesungen habe."

„Und hast doch schon jetzt die Kirche zu einer singenden gemacht."

„Du könntest mir nichts Lieberes sagen, Philippus, als du mir eben gesagt hast. Mit Gesang muß man dem Teufel begegnen. Das ist es, was er am wenigsten leiden mag."

Melanchthon schüttelte den Kopf. „Es ist wahrlich alle Sorge um dich unnütz. Du bist wie der Vogel, der aus des Herrgotts Händen lebt, und wie die Blume, die aus seinen Fingern blüht."

„Und halten mich doch so viele für einen Dornenstecken, der in der wüstesten Hecke gewachsen ist."

„Laß sie, wenn nur Gott sich zu dir bekennt, und daß er das tut, das meine ich grade jetzt wieder deutlich zu sehen. Sieh doch, was Georg von Sachsen plant. Nicht weniger als einen Bund katholischer Fürsten. Er mag ihm gelingen, aber Gott wird das Seine tun. Ich habe einen Vogel pfeifen hören, daß sich im Hessenlande ein Wind aufmachen will, der dem Sachsen böse ins Gebein fahren wird."

Luther sah den Freund forschend an. „Seit wann treibst denn du Politik, Philippus? Ich sollte meinen, das wäre eine zu grobe Arbeit für dich; denn in der Politik geht es nicht sänftiglich zu."

„Ich treibe sie auch nicht und sagte nur, daß ich einen Vogel hätte pfeifen hören. Der hat gepfiffen ohne mein Zutun."

„Aber nicht ohne das Gottes. Was wird er für ein Gesicht machen, der Herr Georg von Sachsen, wenn ihm der Hesse dazwischen fährt. Und er wird es tun, weil Gott es will. — Ja, es sind der Sorgen mancherlei, mit denen ich mich herumschlagen muß. Daß alle Tage Mönche und Nonnen zu mir gelaufen kommen, daß ich ihnen Rat gebe, das bin ich gewohnt, aber daß ein Ratsherr neun Nönnlein auf einmal aus dem Kloster führt, das hat nur Leonhard Koppe fertig gebracht. Da sind sie, sagt

er, und sie heben die Hände zu mir auf: Nun hilf! Zwei Jahre sind es her, und es ist alles gut gegangen bis auf die eine. Katharina von Bora heißt sie, ist nicht sonderlich schön, aber wohl sonderlich tugendhaft und scheint mir ein tapferes Herz zu haben. Mit der will es nicht gelingen. Der Nürnberger Kaufherr, den sie wohl hätte haben mögen, der will sie nicht, den Pfarrer von Orlamünde, den ich ihr zu verschreiben suchte, will sie nicht. Was soll ich tun?"

Melanchthon lächelte verschmitzt. „Ich wüßte es am Ende."

„Nun?"

„Vielleicht wartet sie auf den Doktor Luther."

Und wieder lachte der starke Mann herzhaft. „Philippus! Auf was für Wegen muß ich dich heute ertappen. Erst mischst du dich in die Politik, hernach willst du gar zum Ehestifter werden."

„Nein, Martinus. Im Letzteren habe ich nicht einmal einen Vogel pfeifen hören, aber liegt es nicht auf der Hand, daß, der den Zölibat verneint, das evangelische Pfarrhaus auftun will, mehr als ein Nönnlein unter die Haube gebracht hat, schließlich auch selber zu seinen Worten steht?"

Luther winkte mit der Hand ab. „Es ist nicht leicht, wenn, was man aus seinem Gewissen heraus sagen muß, sich gegen einen selber kehrt. Aber", er sah versonnen vor sich hin, „das weiß ich, daß es keinen gottseligeren Stand gibt, denn den rechten Ehestand. Ist er nicht die Grundlage alles Lebens, kann ein Staat ohne ihn bestehen? Und gibt es etwas Widernatürlicheres als den Zölibat, der doch nur verführt, einen Eid zu brechen. Mir hat mein Fleisch, auch da ich jung war, nicht sonderlich Not gemacht, aber kenne ich das Elend nicht, das aus dem Zölibat, der wider die Natur ist, aufwächst? Du hast fehl gedacht,

Philippus. Da ich von Katharina von Bora redete, hatte ich mich selber zuallerletzt im Sinne."

„Ich auch, Martinus, aber was kann ich dafür, daß mir der Gedanke im Scherz kam."

„Laß es gut sein, Philippus. Ich trage Deutschland auf den Schultern. Das ist mehr denn Last genug, aber ich will sie trotz allem mit Fröhlichkeit tragen."

Und die Fröhlichkeit war doch nicht so zu erzwingen, wie sie Luther not war. Er lag vor Gott auf den Knien und rang mit ihm, weil die Anklagen wider ihn von allen Seiten kamen, und es kein Ausweichen gab vor dem: Du bist nicht unschuldig an dem vergossenen Blute, das aus Deutschlands Feldern zum Himmel schreit. Und wie mit Feuer geschrieben standen in den Nächten die Worte vor ihm, die er im Eliaseifer an die Fürsten gerichtet: Drum soll sie zerschmeißen, würgen und stechen heimlich oder öffentlich wer da kann und gedenken, daß nicht giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann denn ein aufrührerischer Mensch. Drum, liebe Herren, rettet hier, helft hier, erbarmt euch der armen Leute. Steche, schlage, würge hier wer da kann. Bleibst du drüber tot, wohl dir. Seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen; denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes.

So hätte ein Elias gesprochen, aber war Gott in dem Feuer, das an dem ermatteten Eiferer vorüber ging? War er nicht erst im stillen, sanften Sausen? Wie Nebel war es um Luther, wie im Nebel tastete er sich durch seine Tage, unnahbar den Freunden, hin und her gerissen zwischen Selbstanklage und Rechtfertigung.

Wenn aber eines wider seine Natur war, so war es Unklarheit. Er stand eines Morgens in seiner Zelle, den Blick zur

Decke gerichtet und schrie es aus tiefster, ringender Seele: „Ich muß heraus!“ Wie mit einem Hiebe trennte er den Tag von der Vergangenheit. Weg, fertig, aus! Ich habe gehandelt und will nicht mehr fragen, wie ich hätte handeln können.

Spalatin hatte recht gehabt. Die Not aus seiner Schrift wider die Bauern her blieb Luther durch lange Jahre nicht erspart.

„Ich muß heraus!“ Das bedeutete einen Bruch und einen neuen Anfang, und der Anfang war der, daß Luther, ohne mit einem darüber gesprochen zu haben, Katharina von Bora zu seinem Weibe machte.

Wie es um sie stand, wußte er. Sie hatte sich, als sie sich weigerte, die Gattin des Doktor Glatz in Orlamünde zu werden, Amsdorf gegenüber ausgesprochen. Den Doktor Luther würde sie nehmen, hatte sie erklärt, und Amsdorf hatte es dem gelegentlich, halb im Scherz, erzählt.

Mit knappen, harten Schritten trat Luther, als er hindurch war durch den Nebel der Gewissensnot, vor sie hin. Es war keine weichliche Liebeserklärung, die der zweiundvierzigjährige Mann sprach. Er kam ohne alle Leidenschaftlichkeit. Auch die ehemalige Nonne, die seit zwei Jahren im Hause des Ratschreibers wohnte, machte keine Worte und zierte sich nicht. Sie wolle ihm eine gute Hausfrau sein, sagte sie, aber mehr habe und bringe sie nicht. Das genügte Luther. Er nahm sie herzhaft in die Arme, und nun war auch bei dem Manne mit den grauen Schläfen die Fröhlichkeit wieder da, wie er denn überhaupt gern neckte und scherzte.

„Ei“, sagte er, „also hochmütig bist du, daß du keinen anderen zum Mann willst als den Doktor Luther selber?“

Käthe aber bedeutete ihm schlagfertig, das habe mit Hochmut

nichts zu tun, sondern der Doktor sei gerade der Mann, der sie am nötigsten brauche.

Daraufhin war denn weiter nichts erforderlich, als ein vertrauliches Gespräch Luthers mit seinem Freunde und Beichtvater Doktor Bugenhagen, der sich, der Sitte der Zeit entsprechend, Pomeranus nannte, weil er aus Pommern stammte. Bugenhagen schwieg auf des Freundes Bitte zu allen, wie der selber.

Der Abend des fruchtschweren 13. Juni 1525 kam. Träumend rauschte draußen die Elbe, in den Gärten blühten die Rosen, Schwalben schossen um die Kirchtürme, auf den Gassen spielten die Kinder, und am Himmel standen rotgeränderte Wolken. Da segnete Bugenhagen Luthers ehelichen Bund und berief sich in seiner Rede auf manche Äußerung des Reformators selber, so daß der sein eigen Spiegelbild bejahen mußte.

Sie standen im schwarzen Kloster, dessen weite Gänge von ihren Schritten widergehallt hatten, Luther und seine Käthe, und der Mann fragte scherzend, ob es nicht angebracht sei, im Laufe der Zeit bald in dieses, bald in jenes Gemach zu ziehen, weil man sonst bei dem besten Willen nicht werde sagen können, daß das Kloster bewohnt sei. Frau Käthe schwieg, aber sie dachte sich ihr Teil, senkte den Kopf und ward rot.

Der Mann verstand ihre Gedanken nicht, und die seinen flogen derweile hinaus in die Welt. „Morgen wissen sie es in den Häusern zu Wittenberg", sagte er, „übermorgen im sächsischen Lande, und ehe noch acht Tage vergangen sind, weiß es Deutschland. Danach wird es auch sehr bald in Rom sein; denn es wird schneller fliegen, als ein Vogel fliegt. Viele werden sein, die sich der Stunde freuen, aber ich müßte mich sehr irren, wenn nicht auch der Teufel sein Süpplein kochen würde an dem Feuer, das der Herrgott angezündet."

„Und was wirst du dann sagen?"

„Nichts, als was ich schon gesagt habe. Nun freut euch, liebe Christen, gmein. D a s wollen wir singen."

„Aber willst du nicht deinen Freunden, deinem Vater und deiner Mutter doch ein kleines Fest geben, wie es sich gebührt?"

„Ach", scherzte Luther, „ich merke wohl gleich am ersten Tage, wie es nun anders in meinem Hause wird. Ein Fest, wie es sich gebührt, soll ich geben? Ich weiß nicht, ob es sich gebührt, aber du magst wohl recht haben, insonderheit, wenn du an meinen Vater denkst. Was habe ich ihm für Not gemacht! Und habe doch nicht anders gekonnt! Nun soll er meine Hausehre kennen lernen, und wenn er sie kennen gelernt hat, dann wird er auch die letzte Sorge aus seiner Stirn streichen."

Vierzehn Tage darauf saß der alte Hans Luther mit seinem nun schon reichlich gebrechlich gewordenen Weibe inmitten der Männer, deren Namen ganz Deutschland kannte, und fühlte sich doch nicht bedrückt um der Ehre willen, die sie ihm antaten. Lachend hob ihm Leonhard Koppe, der Torgauer Ratsherr, der auch unter den Geladenen war, den vollen Humpen entgegen. „Ihr seht, Herr Luther, wohin es führt, wenn einer einen dummen Streich macht. Gleich folgt dann der andere."

„Herr Ratsherr", gab Vater Luther, ohne sich zu bedenken, zur Antwort, „wenn Ihr in Eurem Leben keinen dümmeren Streich gemacht habt, dann braucht Ihr, dünkt mich, um Eure Seele nicht bange zu sein."

Er lachte dabei, saß aber so aufrecht da, daß sie alle fühlten, er wußte, was und wer sein Sohn war. Margarete Luther aber, die Mutter, die neben der jungen Frau Doktor saß, kam nicht mit sich zurecht. Lieber Gott, was hatte sie für harte,

zerarbeitete Hände, deren Finger noch dazu die Gicht krumm gezogen! Sie hätte gerne der Schwiegertochter Hand in die ihre genommen, aber wie konnte sie es, da die doch ein adliges Fräulein gewesen war. Vielleicht schickte sich eine scheue Liebkosung, wenn sie allein waren.

Frau Käthe aber schien der zersorgten Mutter Not zu spüren. Frisch und unbekümmert legte sie ihre Hand auf die der alten Frau und sah ihr gütig in das Gesicht. „Frau Mutter, laßt es Euch doch recht wohl sein unter uns; denn von allen, die da sitzen, gleicht keines Euch an Liebe und Sorge für den Doktor, außer etwa mir, die ich nun als sein Eheweib ein Weniges an Eure Stelle treten darf."

Da ward es Frau Margarete leicht um das Herz. Das Wildbret, das der Herzog geschickt, und das so mild war, daß es auf der Zunge zerging, schmeckte noch einmal so gut, und sie nippte gern von dem Eimbecker Bier, das der Rat der Stadt gestiftet. Vollends fröhlich aber ward sie, als sie, zur Seite auf ihren Mann blickend, sah, wie der heute zwanzig oder gar dreißig Jahre jünger geworden zu sein schien. Sie hatte ihre Not mit ihm gehabt durch lange, lange Zeit; denn er konnte dem Sohne nicht vergeben, daß der nicht als Kanzler etwa an eines Fürsten Hofe saß, und hatte auch seines heimlichen Grolles selbst dann noch nicht Herr werden können, als des Martinus Name im Jubelruf durch ganz Deutschland ging. Hatte er auch schon immer in seinem Sohne einen Großen sehen wollen, so vermochte er doch nur schwer damit zurecht zu kommen, daß er ein Einmaliger war, und es bedurfte geradezu der im ganzen gar nicht so wesentlichen Eheschließung, um ihn vollends auszusöhnen. Für ihn war der Sohn damit wieder in die Reihe der Menschen mit gradem Entwicklungsgang zurückgekehrt. War er auch schon zweinnd-

vierzigjährig, so durfte man doch gewiß noch Hoffnung darauf haben, daß er von sich aus das Geschlecht fortsetze.

Unter den Herren war inzwischen die Unterhaltung lebhafter und lauter geworden. Luther neckte die Freunde damit, daß keiner von ihnen um seinen Schritt gewußt habe, und es war Spalatin, der ihm ein wenig anzüglich erklärte, man wisse bei ihm selten, was er tun werde, ja, manchmal scheine es, als wisse er es bis zum letzten Augenblicke selber nicht. Jedenfalls täte er immer etwas anderes, als wessen man sich versehe. Man sei es aber gewohnt, ja und amen dazu zu sagen, und also sei es auch diesmal.

Luther nahm die Abfertigung nicht übel, sondern lachte so laut und herzhaft, daß seine Mutter fürchtete, das Bier sei am Ende auch für ihn zu stark. Aber gleich hernach stand er auf und sprach ein so herzhaftes, männliches Schlußgebet, daß sie alle unter dessen Wucht die Häupter senkten. Damit war das Fest zu Ende.

Als Margarete Luther hernach in ihrem Bette die harten Hände faltete, kam ihr, so sehr sie sich in Demut dagegen wehrte, immer wieder ein Wort in den Sinn: „Gesegnet bist du unter den Weibern!" Weil sie das Wort nicht los wurde, sich aber doch um Gottes willen nicht mit der Mutter des Heilandes zu vergleichen gedachte, wollte sie sich Rats bei ihrem Hans holen. Der aber schlief schon, und so weinte sie sich in demütiger Glückseligkeit in den Schlaf.

*

Die Rosen dufteten, und das Korn wuchs. Der Sommer stand, von Fruchtbarkeit überladen, vor den Fenstern. Ein mühereicher Tag begann langsam zu erlöschen. Luther lehnte den

Kopf gegen die Fensterscheiben. Eine geschlagene Stunde hatte er wieder im Gebet vor Gott gelegen. Nun hatte er die Erschütterung niedergerungen. Ja, Thüringen war arg verstört. Die Fürsten richteten grausamer als recht war. Bis in die jüngsten Tage waren Köpfe abgeschlagen, Augen geblendet, Glieder verstümmelt worden, und es war verständlich, daß die armen Menschen den Schuldigen in dem suchten, in dem sie zuvor ihren stärksten Mitkämpfer gesehen hatten. Wer will Unmündige richten? Es war verständlich, aber nicht richtig. Der Brief, den ein Fremder am Morgen im schwarzen Kloster abgegeben, hatte Luther wenig bewegt. Thüringer Bauern drohten, den Doktor, wenn er sich noch einmal in ihrem Lande sehen lasse, totzuschlagen. Sterben ist das schlimmste nicht, und, der Kaiser und Papst nicht gefürchtet, fürchtet auch ein paar arme Kunze nicht.

Aber da war die Begegnung mit Arno Siebert, seinem Weibe und Kinde. Der kleine Martin guckte mit hellen Augen in die Welt und war ein Bürschlein, das etwas zu werden versprach. Er hatte bei aller Fröhlichkeit des öfteren eine steile Falte über der Nase, und dann waren seine Augen ernst. Der Vater schien nicht mit dem Kinde zurecht zu kommen, und es folgte ihm nur widerwillig. Um so freudiger hing es an der Mutter. Das Weib war noch immer nicht beieinander und doch anders, als bei ihrer Ankunft in Wittenberg. Sie lebte nur in der Gegenwart, und das blutige Geschehen von Frankenhausen war ausgelöscht. Daß sie einmal einen sehenden Mann gehabt, wußte sie nicht, daß sie einmal in Meister Bertrams Schmiede glücklich gewesen, war vergessen. Ihr Dasein war nunmehr ein einziger glücklicher Tag, den sie in demütiger Dankbarkeit genoß. Die Blumen blühten ihr, die Sonne schien ihr, Gott sprach mit ihr durch der Glocken Ton und ihres Kindes Augen, und daß sie in so viel

Glück einen blinden Mann, den sie lieb hatte, betreuen durfte, war ihr das beste Geschenk des gütigen Himmels.

Düster, verschlossen, mit Gott und Menschen zerfallen, war der Mann. Er sah sein Weib nicht, aber er fühlte jedes Schwingen ihrer Seele. In bitterem Schmerz hatte er erkannt, daß seine Lebensgefährtin in glücklichem Wahn lebte und zurückgesunken war in die Unbewußtheit des Kindes. Unterwegs war er dessen nicht nur noch nicht ganz inne geworden, sondern hatte auch den Weg noch nicht gefunden, auf dem er nun mit ihr gehen konnte und mußte. Dieser Weg widerstrebte ihm. Er wollte von seinem Elend reden, wollte hassen und suchte eine Gefährtin. Sein Weib aber begann zu weinen und zu zittern, zu schreien und zu jammern, wenn er an den Pforten der Vergangenheit rüttelte. Und sah er es auch wiederum nicht, so fühlte er es doch, daß sich das Kind dann in der Mutter Arme drängte, daß sie es umhalste, küßte, streichelte, und hörte, wie sie bettelte, doch gut zu sein, zumal ja auch Gott und die Menschen so gut seien. Da biß Arno Siebert die Zähne zusammen, breitete die Arme aus, und sein Weib flog darein.

Heute früh nun, Luther war von Melanchthon gekommen, hatte er die drei getroffen. Er hatte sie nicht vergessen gehabt, aber er wußte sie gut aufgehoben und wollte dem Manne Zeit geben, sich zu sich selbst zurück zu finden. Maria Siebert war auf ihn zugestürzt. Sie wußte alles, was in der Gegenwart geschah, und pries die Frau glücklich, die der Doktor zur seinen gemacht. Mit harten Zügen aber stand der Mann daneben, und Luther sah, wie es in ihm arbeitete und heraus wollte. Da wies er Frau Maria auf das Blühen in den Gärten, hieß sie sich daran freuen, nahm den Mann an der Hand, führte ihn ein wenig abseits und hieß ihn reden.

„Nein", sagte Siebert trotzig, „ich will nicht reden."

„Warum nicht?"

„Weil Ihr mich überwindet."

„Und du willst dich nicht überwinden lassen?"

„Nein. Aber darf ich Euch etwas fragen?"

„Frag, aber ich weiß nicht, ob ich dir deine Fragen werde beantworten können."

„Wenn Ihr Euch unterfangt, zu sagen, was Gottes Wort ist, dann müßt Ihr erst recht sagen können, was ich wissen will."

„Du irrst. Gottes Wort braucht gar nichts von mir. Das steht da und ich gebe es nur wieder. Du willst etwas von mir selber wissen."

„Ja, aber Ihr werdet es mir sagen können, denn Ihr kennt Gott besser als ich."

„Frag zu."

„Wie konnte es Gott zulassen, daß der Ritter von Tal meinem Weibe nachstellte?"

„Das ist nicht mehr und nicht weniger, als wenn du fragst, warum Gott die Sünde zuläßt."

„Ja. Warum läßt er sie zu?"

„Weil der Mensch ohne des Satans Fallstricke faul würde. Gut sein, ohne darum kämpfen zu müssen, ist eine taube Nuß."

„Ich sage es ja, daß ich Euch nicht gewachsen bin."

„Laß das. Frag weiter."

„Nein, ich frage nicht mehr, aber sagen will ich Euch etwas: Warum bin ich blind, warum hat mein Weib ihren Verstand nicht mehr beieinander? Die Schuld ist Euer; denn Ihr habt gesagt: Hauet, stechet! Wer sie umbringt, die Bauern, tut ein Werk, das Gott gefällt. Euer ist die Schuld, wenn die Erde vom

Blute stinkt, tausend Weiber um ihre Männer klagen und zehntausend Kinder um ihre Väter."

Die Zornesröte stieg in Luthers Wangen. Er strich über die Stirn. „Nun muß ich dich etwas fragen. Was hast du zu finden gehofft, als du zu dem Haufen liefst?"

„Ich weiß nicht, wie Ihr das meint."

„War es nach deinem Sinne, daß sie mit den Frauen der Ritter schlechter umgegangen sind als mit räudigen Hunden?"

„Nein, ich habe gedacht ..."

„Du hast an ehrlichen Kampf und vernünftiges Verhandeln, an Gerechtigkeit und Billigkeit gedacht."

„Ja."

„Hast du es so gefunden? Du läßt den Kopf hängen."

Luther nahm des Mannes Hand. „Du hast sie so wenig gefunden wie ich selber. — Was meinst du, was geworden, wäre es so weiter gegangen? Nicht nur, daß das Land vollends verwüstet worden wäre, auch das Evangelium wäre verkehrt worden; denn diejenigen, denen ihr nachlieft, haben es gedreht und gebogen nach ihrer Weise und gedeutet, wie es ihnen paßte. Als ein Streiter Gottes aber stehe ich da, und wenn der Weg nicht anders denn durch Blut gehen kann, wohlan, ist es sein Wille, muß er gegangen werden. Solange ich lebe, wird meine Waffe das Wort sein. Das Schwert überlasse ich anderen; denn ich weiß, daß, wo das Schwert wütet, es die Bösen und die Guten frißt, und wenn es aus der Scheide fliegt, neben Gott immer der Teufel steht und stehen wird."

„Ihr habt aber gelehrt und habt es mir selber gesagt, daß der Christenmensch frei und einer vor Gott sei wie der andere."

„So ist es, und ich nehme nicht ein Tüttelchen davon zurück."

„Dann seht zu, wie Ihr uns vor Gott verantworten wollt."

Arno Siebert stand hastig auf, lief trotz seiner Blindheit rasch nach der Richtung davon, in der er Weib und Kind wußte, stolperte und schlug hin. Luther war ihm nachgegangen, hatte den Fall nicht hindern können und hob den blutenden Mann auf. Er überlieferte ihn in die Hände der Frau, die zu schreien und zu wehklagen anfing, weil das rinnende Blut an der unseligen Pforte der Vergangenheit rüttelte. Ihr Mann fuhr sie an, die kleine Wunde habe nichts zu bedeuten, aber die Frau war so tief erschüttert, daß sie nicht darauf achtete, daß Luther beiseite ging. Da stand er, sah zu den armen Menschen hinüber und vervielfältigte das rührende Bild über ganz Thüringen hin. War deine Schrift wider die aufrührerischen Bauern doch nicht von Gott, sondern des Satans Werk?

Er lief heim, schloß sich in seine Zelle ein, las die Schrift wieder und wieder, und es gelang ihm nicht, was er mit männlichem Entschluß hinter sich geworfen, damals, als er um Katharina von Bora freite, um aus seiner Not heraus zu kommen, auch hinter sich zu lassen. Quälend, verklagend und richtend standen all die Zweifel und die bitteren Fragen wieder da, grausamer noch als einst, und er wußte von der Stunde an, daß sie immer einmal wieder kommen würden und es keine andere Rettung gab, als die Flucht in Gott hinein.

Der Tag ging geschäftig durch Straßen und Haus, und Luther rang mit seinem Gott. Erst als die Sonne sank, war er so weit, daß sein Gesicht wieder klar war und seine Augen hell wurden. Er trat auf den langen Hausgang hinaus. Frau Käthe, die ihn kommen hörte, lief ihm entgegen; er legte ihr den Arm um die Schultern, zog sie in das Wohngemach und sagte: „Komm, laß uns singen und spielen; denn nichts kann der Teufel weniger leiden.“ In der Fensternische saßen sie sich gegenüber, und Luther

schlug die Laute. Mitten im Spiel hörte er auf und lächelte. „Ich weiß nicht, es klingt etwas in mir gerade so wie damals, da Gott mir das Weihnachtsevangelium schenkte, aber ich kann es nicht fassen. War es aber damals liebliches Kinderlied und raunender Muttermund, so scheint es mir heute Trompetenstoß und Kriegerschritt zu sein, herab von den Wällen einer Burg, die Satan vergeblich berennt."

„Warte deine Zeit ab", riet Frau Käthe. „Jagst du hinter ihm her, so läuft es dir davon. Wartest du, so läuft es dir in die Hände."

Lächelnd nickte der Doktor. „Wenn Gott schenken soll, muß man ihm nur lange genug die Hände hinhalten."

Justus Jonas trat ein, Luther sprang auf. „Ihr kommt zur guten Stunde!" Er legte dem Gaste den Arm um die Schultern. „Das ist mir recht ein lieber Gruß, Justus, und gerade, da mich Satan wieder einmal gequält hat, daß ich ihn zuletzt bei den Hörnern packen mußte, kommt Ihr. Nun wollen wir essen, und, Käthe, vergiß mir das Bier nicht. Sie kann es vortrefflich brauen, Herr Jonas. — Kommt, kommt, es soll ein schöner Abend werden. Durch tägliche Reue und Buße muß der alte Adam ersäuft werden, aber wie schön und glückselig ist es, wenn dann ein neuer Mensch aufersteht, und das bin ich in dieser Stunde."

Justus Jonas brauchte nicht viel zu sagen, Luther war zu Scherzreden reichlich genug aufgelegt, aber über den Tisch hinüber sah der Gast des öfteren Frau Käthe lächelnd an. Sie hatte ihn zum ersten Male heimlich als Retter in der Not rufen lassen. Er ahnte, daß es nicht das letzte Mal sein würde.

IV.

Muhme Lene, die in Luthers Hause wohnt und an seinem Tisch ißt, hat viel Geschäfte. Es ist der 7. Juni 1526. Das Wetter ist trübe, die Sonne will nicht recht durchkommen. Sie schlägt sich mit Regenwolken herum. Am Morgen, kaum, daß Luther die Suppe gegessen, steckt Melanchthon den Kopf durch die Tür. Er will fragen, wann sie sich wieder zu gemeinsamer Arbeit zusammensetzen wollen. „Weiß ich es denn?“ sagt Luther und fährt sich durch die Haare. Damit wischt er an Philippus vorüber, packt Muhme Lene, die gerade den Gang entlang kommt, am Arm und hält sie an. Sein Gesicht ist rot, die Augen flackern.

„So wartet doch“, wehrt sie ihn halb lachend, halb unwirsch ab. „Muß doch jedes Huhn seine Zeit haben, das aus dem Ei schlüpft, wieviel mehr noch ein Mensch, der geboren werden soll. Oder ist es etwa eine Lust, in diese sündige Welt zu kommen?“

Sie geht ihres Weges, Luther dreht sich um und sieht in Melanchthons lachendes Gesicht. Er runzelt die Stirn. „Warum lachst du, Philippus?“

„Sollte ich nicht lachen, da mein Traum heute in Erfüllung geht?“

„Geträumt hast du? Darum beneide ich dich nicht. Wenn ich träume, dann schlage ich mich mit dem Teufel herum. Erst letzte Nacht wieder. Da habe ich mich auf die andere Seite gedreht und dem Teufel gesagt, ich hätte jetzt keine Zeit, mit ihm zu disputieren, sondern müßte schlafen. Also sei es Gottes Wille.“

Und wieder lächelte Melanchthon. „Mein Traum war lieb-

licher. Ich habe dein Kindlein gesehen. Es war ein gar feines Mägdelein mit runden Gliedern, einem geraden Näschen und . ."

Jetzt lachte Luther hell auf. „Philippus, wie aber, wenn es ein Junge ist?"

„Es ist ein Mädchen."

„Es ist ein Junge! Philippus, wie sollte ich zu einem Mädchen kommen?"

„Du? Du bist nur der Vater."

„Und das ist weniger als die Mutter? Magst wohl recht haben, Philippus, aber jetzt laß mich. Ich muß nach meiner Käthe sehen."

„Hinter die Bibel mußt du; denn wie willst du deinem Weibe anders beistehen als mit Gebet und Flehen vor Gott?"

„Daß ich doch wenigstens das könnte, aber die Unruhe jagt mich vom Tisch auf den Gang und vom Gang an den Tisch. Wollte ich doch lieber noch einmal nach Worms gehen, als diese Stunden warten müssen."

„Dann sing uns ein neues Lied, Martinus, eines, das so recht trutzig und stark daher geht."

„Singen soll ich auch noch, Philippus? Wo ich keine drei Zeilen lesen oder schreiben kann, da soll ich singen?"

„Erst recht sollst du das."

Melanchthon führte Luther in seine Zelle zurück, schob ihm den Stuhl zurecht und schlug aufs Geratewohl den Psalter auf. Es war der 46. Psalm, der offen vor Luther lag. Der fuhr zurück.

„Warum erschrickst du, Martinus?" fragte Melanchthon. Luther drückte den Finger auf den Psalm. „Gerade den hast du aufgeschlagen, gerade den! Weißt du, wie sich Gott mir aus dem Psalm heraus darstellt? Als eine Burg, trutzig und fest. Sie rennen dawider an, aber Gott spottet ihrer."

„Ist nicht Gott wirklich feste Burg genug?"

„Ja. Burg und Wehr und Waffen zugleich."

„Singe, Martinus."

Leise klangen die Saiten unter Luthers starker Hand. Er starrte, die Laute im Arm, vor sich hin, und draußen drang die Sonne durch. Melanchthon huschte hinaus, traf Luthers Diener Wolf im Hausflur und sagte: „Daß Ihr uns aber gleich Nachricht gebt."

„Ja, Herr Magister", entgegnete Wolf mit sorgenvollem Gesicht.

Der Magister trat auf die Straße, sah, wie das gewöhnlich geschah, Fremde auf das schwarze Kloster zukommen und hielt sie zurück. „Der Doktor hat heute keine Zeit für euch, kommt morgen oder übermorgen wieder."

Seine Sorge wäre nicht nötig gewesen. Wolf stand Posten und hatte den struppigen Haushund neben sich. Beide hätten niemand in das Haus gelassen, durch das derzeit die Sorge huschte, und in dessen Treppenwinkel doch die Freude auf die Stunde lauerte, da sie hervorspringen konnte. Die Sorge sahen sie alle, die Freude übersahen sie.

Am Nachmittag gegen zwei aber rannte die Freude die Sorge über den Haufen, daß die sich lendenlahm aus dem Hause stahl, sprang die Treppe hinauf, rüttelte an des Doktors Zellentür, daß dem die Feder auf das Papier fiel, er aufspringen und mit wehendem Priesterrock zu Weib und Kind laufen mußte. Die Sonne legte breite Segenshände auf die Zeilen, die da, ein wenig kraus, standen. „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen. Er hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen", stand da, und es war, als wäre die ganze Zelle voll verhaltenen, trutzigen Jubels.

Luther aber hatte seinen Erstgeborenen auf dem Arm und sah seiner Käthe in die Augen. Was waren es für tiefe Frauenaugen, die ihm entgegen blickten! Auch Frau Käthe war in der Stunde eine andere geworden, da sie ihrem ersten Kinde das Leben gegeben. Derselbe Blick und dieselbe Wandlung wie damals in der Waldschmiede am Fuße der Wartburg. Der starke Mann neigte das Haupt und lächelte. „Ein neuer Helfer im Kampfe wider den Bösen. Du liebes Knäblein, du weißt gar nicht, was du für mich bedeutest. Nicht ein Menschlein schlechthin bist du, sondern deine kleine Hand soll mich in das Paradies führen, an dem ich so oft wider meinen Willen vorüber gehe. Ich will in dir noch viel fröhlicher werden, als ich es bis heute in meinen besten Stunden war. — Und nun, Käthe, hätten wir den kleinen Heiden, den Philippus für eine Heidin hielt. Was meinst du, ist es nicht so, daß man ihn nicht rasch genug in des Heilands Arme legen kann?"

„Ja, obschon ich auch für einen Heiden in dem Alter nichts fürchte."

„Käthe, der Mensch kann nicht rasch genug der Sünden ledig werden, die ihm angeboren sind, und obwohl du ganz gewiß ein getreues und gutes Eheweib bist, ein Mensch bist du doch, und ich bin es erst recht. Ich werde den guten Rörer bitten, unser Kind gleich nachher zu taufen, und es soll Johannes heißen."

„Johannes? Warum Johannes?"

„Martinus, das war, ist und bleibt ein Reiter. So barmherzig ihn die Legende schildert, er ist doch wild und auffahrend gewesen. Das soll der Junge nicht werden. Philippus, das ist wie ein leises Säuseln, und soviel mir Melanchthon gilt, *mein* Fleisch und Blut soll fester zutreten. Johannes, dünkt mich, ist recht und liegt in der Mitte. Er soll Johannes heißen!"

Schon nach zwei Stunden taufte Rörer Luthers Erstgeborenen. Der Vater aber stand am Abend an dem offenen Fenster seiner Studierzelle und sah zum gestirnten Himmel hinauf. Er überdachte den Weg, den er bis heute gegangen war. Tag hatte sich an Tag gefügt. Ewigem Gesetz entsprechend ward aus Morgen und Abend ein Tag nach dem anderen. Die meisten Tage des Sinnenden waren sturmdurchtobt gewesen, beginnend in der Jugend, da er sich mit der leiblichen Not herumgeschlagen, nachher die andere, viel größere Not. Welch bitteren Schmerz hatte die Klosterzelle in Erfurt gesehen! Es hatte Luther nicht genügt, sich bis auf die Erde zu demütigen, er war förmlich in sie hineingekrochen; denn wie sollte er bestehen vor seines Gottes Augen. Das Wasser der Not ging dem Mönch bis an den Hals, er sah nichts als Sünde, und es war nicht ein einziger Gedanke, dessen er sich hätte freuen können, ganz zu schweigen von seinem Tun. Donnernd hörte er die Brandung der Ewigkeit, so daß er sich bis auf das Blut geißeln mußte, um zu ertöten, was sündhaft war. Und es war doch auf diesem Wege niemals Gerechtigkeit vor Gott zu erlangen. Dann der helle Lichtstrahl, das Wort aus Staupitz Munde: So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke durch den Glauben. Es ganz zu verdeutlichen, herauszustellen wie einen Kristall, in dem sich alle Lichtstrahlen fangen, hat Luther das Wörtchen „allein" eingeschoben. Allein durch den Glauben! Was ist damit an dem Worte selber geändert worden? Nichts. Es ist, wie es war, aber welch einen Sturm hat das Wörtchen „allein" ausgelöst. Und es ist doch so. Niemals kann ein Mensch durch seine Werke vor Gott gerecht werden, und sei er einer der Heiligen, wie sie die katholische Kirche verehrt. Hier aber ist der Angelpunkt katholischen Denkens, und von diesem Punkte aus läuft das Werk, das

man die Reformation nennt. Gnade und Glauben! Schwer liegt des Doktors Hand auf dem Fensterwirbel. Was ich getan habe, das habe ich aus dem Glauben heraus getan; was ich geworden bin und welchen Weg das Wort genommen hat, das ist Gnade. Und Gnade wird es sein, wenn ich, aus dem seligen Tode im Glauben auftauchend, einst aus Jesu Munde hören darf: Dir sind deine Sünden vergeben!

Die Sterne leuchten, still und feierlich ist die Nacht, in der das Korn auf den Feldern wächst. Ach ja, es geht draußen so wenig wie in uns selbst ohne die Gnade Gottes, und Gedankenlosigkeit und Undankbarkeit ist es, für selbstverständlich zu nehmen, was gar nicht selbstverständlich ist. Es ist zwar der gerade Lauf der Natur, daß aus dem Samenkorn der Halm wächst, daß sich aus dem heraus die Ähre entwickelt und in ihr sich die Körner bilden, aber wieviel tausend Samenkörner sind umsonst gesät, wie viele Felder verderben in Regen, Hagel oder Trockenheit. So hört die Selbstverständlichkeit auf, und nur die Gnade bleibt übrig. Wie viele Frauen warten umsonst darauf, daß sie Mütter, wie viele Männer darauf, daß sie Väter werden. Und kommt das Kind zur Welt, wie oft ist es gebrechlich von Geburt an, wie oft kostet es der Mutter Leben. O nein, redet nicht von Selbstverständlichkeiten, wo euch die Gnadenwunder hüben und drüben auf Schritt und Tritt zur Seite gehen.

Drunten in der großen Stube liegt ein gesundes Kind neben der Mutter, die alle Schmerzen vergessen und sich bereits von ihrer Notstunde erholt hat. „Hänschen, mein Hänschen! Ich habe längst graue Haare, ich Mann von dreiundvierzig Jahren, aber ich bin heute so fröhlich, daß ich gern Gott ein Loblied singen möchte, etwa nach der Art des Psalms: Lobe den Herren, meine Seele, aber ich kann es nicht. So ist es doch wohl nicht ganz richtig, daß,

wes das Herz voll ist, der Mund überläuft. Ich sehe, daß, wenn das Herz zu voll ist, die Zunge nicht mehr mitkann. So will ich schweigen, denn es würde doch nur ein Stammeln werden, aber alle, die mich lieb haben, sollen um meine Freude wissen."

Mit raschen Händen schob der Doktor die Papiere auf dem Tisch zusammen. Weg ist das: Ein feste Burg. Irgendwo zwischen dicken Büchern und losen Blättern hat es sich verkrochen. Luther achtet nicht darauf. Er schreibt seinen Freunden: „Meine liebe Käthe hat mir von Gottes Gnaden einen Hansen Luther gebracht, da der Tag im Kalender Dat (d. i. er gibt) heißt; Mutter und Kind grüßen von Herzen."

Die Turmuhr schlug die erste Stunde des neuen Tages, da legte sich Luther zur Ruhe, klammerte die Hände im Gebet ineinander und schlief mitten im: Lobe den Herren, meine Seele! ein.

*

Hänschen Luther war nun schon reichlich vierzehn Tage alt, und das Leben ging, wie es zuvor gegangen war. Frau Käthe hatte gestern abend zum ersten Male wieder beim Abendessen neben ihrem Mann gesessen, und es war, wie sie das von früher her kannte, scharf hergegangen. Die Herren hatten sich ereifert, die Stimmen waren laut geworden, aber zu einigen hatten sie sich nicht vermocht. Eine Weile hörte sich das Frau Käthe an, dann legte sie die Hand auf ihres Mannes Arm und sah ihn bittend an. Der Doktor aber achtete ihrer stummen Bitte nicht, sondern ballte die Faust, legte sie vor sich auf den Tisch und wiederholte stärker: „Ihr Herren, das Paktieren hat noch niemals gut getan; denn beim Paktieren weiß man nie, ob man auf Gottes oder des Teufels Seite schwenkt. Das ist klar, daß, we ..." Seine Stimme war laut und hart. Er stockte aber, denn auf einmal er-

hob sich Frau Käthe kurz und entschlossen und ging hinaus. Die Freunde lächelten, Luther war verblüfft, blickte seiner Käthe nach, vollendete den Satz mit der gleichen lauten Stimme. Als er hernach in die Schlafkammer kam, schmollte Frau Käthe. Luther sah es, lachte, strich seiner Frau über den Scheitel. „Herr Käthe, mit gutem Wort kannst du bei mir alles, mit Bocken nichts erreichen. Denk doch, daß ich des Herrgotts Zorn ertragen habe. Wie sollte ich mich dann vor deinem kleinen Unwillen fürchten. — Gib mir die Hand. Ist die Sonne auch schon untergegangen, so soll sie doch nicht über unserem Zorn aufgehen. — Philippus läßt dich grüßen. Wir sind übrigens noch einig geworden."

„Und wer hatte recht?"

„Keiner. Wir sind in der Mitte zusammen gekommen."

„Also habt ihr doch paktiert?"

„Es scheint so, Käthe."

„Und war der Teufel dabei?"

„Wir haben ihm einen Knochen hingeworfen. Daran mag er sich genügen lassen. Das Fleisch haben wir selber behalten. — Gute Nacht. Wenn ich nicht eher aufwachen sollte, dann weckst du mich beim dritten Hahnenschrei."

„Und wenn ich den verschlafe?"

„Dann hoffe ich, daß unser Hänschen auf dem Posten ist."

Der frohe Mann schlief ein und lag am anderen Morgen um fünf schon wieder vor Gott auf den Knien.

Es gab der Ratsuchenden, der Bittenden und der Neugierigen an dem Vormittag so viele, daß Luther der schlichten Frau nicht achtete, die mit einem Strauß Rosen, ein Kind an der Hand führend, in sein Haus trat.

Frau Käthe wußte um Arno Sieberts und seines Weibes

Schicksal, aber sie hatte bislang noch kein Wort mit der Frau gesprochen. Muhme Lene traf Frau Maria, die hilflos im Gang stand, und fragte nach ihrem Begehr. Zur Frau Doktorin wolle sie, sagte die Fremde. Muhme Lene wollte wissen, wer die Frau sei. Ei, das wisse sie doch selber nicht, war die Antwort, wie könne sie es ihr dann sagen. Und dabei lachten die Augen der Frau, als sei Weihnachten. Lene nahm sie an der Hand und führte sie in die Stube, in der Käthe Luther eben ihren Johannes nährte.

„Käthe, da bringe ich dir eine Frau, die wohl weiß, daß sie zu dir will, aber nicht weiß, wie sie heißt."

„Dafür weiß ich es", sagte der fünfjährige helläugige Junge an ihrer Seite. „Ich heiße Martin Siebert, meine Mutter heißt Maria, und mein Vater Arno."

„Ja", fiel Frau Maria ein, „ja, er hat recht, aber ich vergesse es immer. Wißt, Frau Doktorin, es ist mir ein Stein auf den Kopf gefallen ..."

„Es war gar kein Stein", unterbrach der Knabe.

„Was sollte es dann gewesen sein?" fragte Frau Siebert, und die Tränen traten in die blauen Augen.

Frau Käthe legte ihr Hänschen in die Wiege. „Es ist ein Stein gewesen, auch wenn es nicht so aussah. — Nun habt Ihr mir so viel schöne Blumen mitgebracht, gute Frau. Dafür danke ich Euch. Wollt Ihr mein Hänschen sehen? Er ballt noch immer die Fäustchen, weil er, wie mir scheint, mit der Welt nicht einverstanden ist."

„Die Leute haben gesagt, Doktor Martinus habe einen Hansen bekommen."

„Ja, da ist er."

„Das ist aber doch ein kleiner Knabe."

„Was sollte er denn anders sein? So ist der Herr Doktor Martinus selber einmal gewesen, und so war Euer Martin auch."

„Mein Martin? — Nein!" Die Frau hob bittend die Hände. Frau Käthe legte ihr den Arm um die Hüften und führte sie an die Bank. „Nun, so freut Euch, daß Euch viel erspart geblieben ist. — Woher habt Ihr denn die schönen Rosen?"

„Die habe ich gepflückt."

„Wo denn?"

„Überall, wo welche wuchsen."

„So. Es ist eine rechte Sommerherrlichkeit draußen."

Frau Marias Mund läuft über. Sommerherrlichkeit? Für sie gibt es überhaupt nur Herrlichkeit, einerlei, ob es Sommer ist oder der Winter regiert. Niemand sagt ihr ein rauhes Wort. Jeder in Wittenberg kennt den blinden Mann und seine Geschichte, jeder die mädchenhafte Frau mit ihrem Kinde, und so hoch man den Doktor Luther verehrt, so dankbar und ergriffen man unter der Kanzel sitzt, wenn er Bugenhagen vertritt und predigt, so wenig jemand daran denkt, ihm aus seinem Brief wider die aufrührerischen Bauern einen Vorwurf zu machen, Arno Siebert und sein Weib sind es, die ungesehen eine Brücke zu ihm hinüberschlagen. Liegt nicht die Gefahr nahe, daß der große Mann, der Wittenberg zum Mittelpunkt Deutschlands gemacht, ihnen menschlich entfremdet wird? Seine Gedanken sind viel zu weit und zu hoch, der Kreis, den er um sich hat, zu eng, als daß der Mann noch in dem Maße *aller* wäre, in dem er es nach seiner Rückkehr von der Wartburg war, als jeder Schuster und Schneider ihn *seinen* Doktor Luther nannte. Nun ist da der Blinde mit Weib und Kind. Er ist nicht mehr gewesen als ein aufrührerischer Bauer, aber die Mär weiß zu künden, daß Luther einst dem Kinde als erster die Hand segnend aufs

Haupt legte, daß die Leute Thüringen durchquert, um zu Luther zu gelangen, und daß die arme Frau nichts weiß als immer nur: Wir sind bei Martinus Luther, nun kann uns nichts mehr geschehen!

Halb ist es Neid auf die armen Leute, mit dem man sie durch die Straßen gehen sieht, halb aufrichtige Freude, daß sie da sind.

Frau Käthe hat Maria Siebert Essen vorsetzen lassen. Die ißt wie ein Kind, wenig, träumend, lächelnd. Da geht der Lutherin ein Gedanke durch den Kopf. Sie fragt, was denn die Leute so den ganzen Tag tun und treiben.

Ja, was sollen sie tun? Die Frau weiß nicht mehr, als daß sie essen, trinken, schlafen, Blumen pflücken.

Ob sie denn nicht manchmal mit Herrn Cranach plauderten.

Nein. Was sollten sie denn mit ihm plaudern?

Da ist nun wenig zu tun. Käthe Luther hat Tränen in den Augen. Lieber Gott, wie groß ist doch das Elend! Und sie weiß, daß hier vor ihr nur ein einziges Unglückssplitterchen sitzt und hat vor einem Vierteljahr, als sich ihr Mann in stiller Abendstunde schwer an sie lehnte, einen tiefen Blick in seine, ob des Bauernkrieges verwundete Seele tun dürfen. „Hätten sie mich zu Nordhausen oder Orlamünde totgeschlagen, es wäre mir viel erspart geblieben. Nun kann ich nicht anders, als immer wieder bis über den Kopf in tägliche Reue und Buße hinabtauchen", sagte er.

Es geht der warmherzigen Frau ein Gedanke durch den Kopf. Sie drückt Maria Siebert an sich:

„Wollt Ihr zu mir kommen?"

„Wir sind doch da", sagt die Frau.

„Nein. Ihr seid bei Herrn Cranach. Ich meine, wollt Ihr ganz in unser Haus kommen?"

„Ja, aber man muß den Herrn Doktor nicht stören."

„Das darf man nicht, darum habt keine Sorge. Ich will das weitere mit ihm und Herrn Cranach bereden."

Fröhlich, wie sie gekommen ist, geht Maria Siebert fort. Sie ist kaum aus dem Hause, da tritt Luther an seines Hänschens Wiege. Das Kind schläft, der Vater sieht lächelnd darauf nieder. Versonnen hat er die Finger ineinander gelegt, langsam löst er sie und macht mit der Rechten über der Wiege das Zeichen des Kreuzes. Ein gütiger Blick zu seiner Frau hinüber, er will wieder gehen. „Ich muß dir etwas erzählen", hält ihn Frau Käthe zurück. „Die Rosen hat mir die arme Frau aus der Schmiede von der Wartburg gebracht."

„Der Teufel hat sein Gelüsten an ihr gekühlt, daß es ein Jammer ist."

„Wäre der Jammer am Ende nicht noch größer, wüßte sie, was geschah?"

„Es ist mehr als ein Jahr darüber vergangen. Sie wäre wohl inzwischen in Gottes Namen damit fertig geworden."

„Martinus, es ist *erst* ein Jahr darüber vergangen! — Wir haben ein großes Haus und einen großen Garten. Der Garten ist längst nicht, wie er sein sollte, und im Hause gehen soviel Gäste aus und ein, daß wir wohl mehr Leute brauchen könnten, als wir haben."

„Was willst du?"

„Das arme Weib, ihren Mann und ihr Kind in das Haus nehmen."

„Käthe!" Luther lief mit schweren Schritten im Gemach hin und her. „Ins Haus nehmen? — Käthe! — Und ob ich auch hundertmal von Gott selber gehört habe, daß ich recht getan, und ob ich es auch heute, so wahr mir Gott helfe, wieder tun müßte, so . . ." Der Mann blieb stehen und sah die Frau mit brennen-

den Augen an. „Warum muß ich mich vor Gott immer wieder damit herumschlagen?“

„Weil auch du ein Mensch bist.“

Wiederum legte Luther die Arme schwer auf die Schultern seiner Frau. „Wenn doch alle Männer wüßten, was ein gutes Eheweib bedeutet!“

„Martinus, deine großen Anliegen, die du vor Gott hast, kann ich dir weder abnehmen, noch sie mit dir teilen. Wo du aber als Mensch mit dir selber Not hast, da gib mir die Hälfte. Ich bin stärker als du glaubst. Du wirst am ehesten mit den Anklagen fertig werden, die der Blinde für dich bedeutet, wenn du ihm alle Tage begegnest.“

„Er zürnt mir und spricht mich schuldig.“

„Dann ist es Zeit, daß er lernt, dich freizusprechen. Wir wollen die Leute ins Haus nehmen.“

„Tue es.“

Es kostete Frau Käthe einen schweren Kampf, Arno Siebert zu der Umsiedlung zu bewegen. Sie hatte es so einzurichten gewußt, daß sie allein mit ihm in Herrn Cranachs Garten saß. Sieberts Gesicht war zornrot.

„Ist es nicht genug“, grollte er, „daß wir keine Heimat haben, daß mein Weib ihren Verstand verlor und ich blind bin? Wollt Ihr, daß ich ihm auch noch alle Tage begegne, ihm, der schuld daran ist?“

„War der Doktor schuld daran, daß der Ritter dein Weib begehrte?“

„Nein, aber er ist schuld daran, daß ich nicht Rache an dem Ritter nehmen konnte.“

„Ich denke, daran ist Jobst Märkel schuld, der an Tal vorüber zog?“

„Wir wären zurückgekommen."

„Unter Thomas Münzer?"

„Unter ihm oder unter einem anderen, wenn der Doktor den Bauern nicht die Morgensterne aus den Händen geschlagen und den Rittern das Schwert in die Hand gedrückt hätte."

„Nun, hätte er es nicht getan, dann tat es wohl der Kurfürst oder der Landgraf. Aber du hast recht, der Doktor hat wider die aufrührerischen Bauern in harten Worten geschrieben. — Kennst du den Doktor Luther?"

„Wenn er wirklich der Junker Jörg war, wie die Leute sagen, dann habe ich ihn als den gesehen, als Doktor Luther nicht, denn — ich bin blind durch den Henker."

Frau Käthe nahm seine Hand. „Du trägst viel, Doktor Luther trägt tausendmal mehr. Du betest, er betet tausendmal mehr. Dich verfolgt Satan, ihn verfolgt er tausendmal härter. Trägt er nicht die Not der ganzen Christenheit auf dem Herzen, und wird diese Not nicht ins Ungemessene gemehrt durch das Blut, das wahrlich auch ohne ihn vergossen worden wäre, an dem, sich ganz schuldlos zu sprechen, ihm aber doch trotz heißer Gebete nicht gelingen will? Du siehst das eine, Mann, aber du siehst nicht das andere. Euch allen ist der Doktor Martinus gleich dem Atlas, von dem die Alten erzählen, er trage die ganze Welt auf seinen Schultern, aber so stark er in seinem Gott ist, er ist auch nur ein Mensch."

„Frau! Warum habt Ihr mich in den Garten geführt, mit mir zu reden. Hättet Ihr mich gelassen, wo ich war."

„Damit du bliebest, wie du warst? Ich habe dich hergeführt, dich an den Anfang des Weges zu setzen, den du gehen mußt. Sie fordern alle, alle von dem Doktor. Du sollst ihm geben. Du sollst ihn sich selber wiedergeben, und — du sollst auch dich wieder finden

lernen. Es ist ein schwerer, und es wird ein langer Weg sein. Daß aber Gottes Segen darauf ruhen wird, das weiß ich. Komm zu uns mit Weib und Kind. Du kannst deinem Weibe keine größere Freude machen, wirst sie vollends in das Paradies setzen. Dein Kind soll unser Kind sein, und auf dich selber warten Blumen und süße Früchte. Du sollst die Blumen in ihrem Dufte und die Früchte in ihrer Süße sehen lernen. Und das Letzte und Höchste, du sollst in dem Boten und Diener Gottes, Martinus Luther, einen Menschen sehen lernen, der dich so nötig braucht wie mich und die Freunde, die an seinen Tisch kommen. Willst du?"

„Es ist schwer, Frau. Ihr wißt gar nicht, wie schwer es ist, aber — ich komme."

*

Seit 1517 war Wolf Sieberger Luthers Famulus, und nun kam da auf einmal der blinde Mann mit Weib und Kind ins Haus, und die Frau Doktor erklärte, daß sie sich gegenseitig in die Hände arbeiten müßten. Du liebe Zeit, Wolf verlangte wirklich nicht viel vom Leben, es genügte ihm, wenn er seinen lieben Doktor sehen, ihm den Rock ausbürsten, die Stiefel säubern und Vögel fangen konnte, aber daß er nun so halb und halb auf das Altenteil gesetzt werden sollte, das behagte ihm nicht. Er war eifersüchtig auf Arno Siebert und war doch eine so gute Seele, daß, als er ein paarmal in Frau Marias Kinderaugen gesehen, er beschämt zur Doktorin lief und erklärte, er getraue sich, mit den Leuten auszukommen.

Frau Käthe lachte. „Ja, lieber Wolf, werden sie auch mit dir auskommen?"

„Mit mir? Warum nicht?"

„Weil du immer Vögel fängst."

„Ach so, Ihr meint, das mag die Frau nicht sehen?“

„Ja, das meine ich. Denk doch, was sie an ihrem Mann hat sehen müssen.“

„Dann — muß ich das Vögelfangen lassen.“

„Guter Wolf, damit würdest du dem Herrn Doktor eine rechte Freude machen.“ Frau Käthe sah ihn ernst und zugleich gütig an. „Ich will dir noch etwas sagen, Wolf, aber das sollst du für dich behalten. Du weißt, daß des Doktors Gemüt oft recht beschwert ist, und du weißt auch, warum. Sieh, in diesem blinden Mann steht seine Schrift wider die aufrührerischen Bauern leibhaftig vor ihm, und über diesen Mann soll und wird er mit Gottes Hilfe damit fertig werden. Bringst du es also dahin, daß der Mann wieder lacht und sich seiner Tage freut, dann hilfst du nicht nur ihm, sondern auch gleichzeitig deinem lieben Doktor. Und das willst du doch?“

„Ja, Frau Doktorin, so gewiß ich ein armer Famulus bin.“

Frau Käthe klopfte ihm auf die Schulter, und Wolf hatte einen seiner glücklichsten Tage. —

Nun geht es rüstig vorwärts im bisher verwahrlosten Garten, der der Frau Doktor schon immer Unbehagen bereitet hat. Sie ist eine praktische Hausfrau, und ihr Mann ist alles andere eher und mehr denn praktisch. Ja, der Kurfürst hat ihm sein Professorengehalt von hundert auf zweihundert Gulden erhöht, er hat eine freigebige Hand, mag es sich handeln, um was es will; fürstliche Freunde tun das ihre, und der Rat der Stadt bleibt nicht zurück, aber was will das alles heißen gegen das, was sein muß. Gäste im Hause sind nicht nur selbstverständlich, sondern es ist immer auch der letzte Platz am Tische besetzt. Daß man den Armen Wohltaten erweist, wer möchte darüber ein Wort verlieren, aber daß der Hausherr, wenn er just kein Geld in der Tasche hat,

an Hänschens Patensilber geht und einen halben Gulden davon weg holt, dagegen lehnt sich Frau Käthe auf. Und wie war das kürzlich mit dem silbernen Becher? Kein Geld im Hause, wohl aber ein Bittender. Und einen solchen unbeschenkt gehen lassen? Mag es fertig bringen wer will, Luther kann es nicht. Er nimmt den Becher vom Bord und streckt ihn dem Bittenden entgegen. Der weigert sich, zuzugreifen; denn der Becher blinkt, ist mit allerlei Zierat versehen, ist ein Geschenk. Luther lacht. „Ihr wollt nicht? Da!" Des Doktors starke Hand hat den Becher zusammengedrückt, als wäre er Papier.

So ist der Mann, der doch nun Weib und Kind hat. Er hält es mit den Lilien auf dem Felde und läßt jedem Tag seine eigene Plage. Was bliebe Frau Käthe, selbst wenn sie nicht von Hause aus fürsorglich, sparsam und wirtschaftlich wäre, übrig, als für den Mann zu denken und zu handeln, soweit des Alltags Notwendigkeiten in Frage kommen. Sie hat bereits aus dem Nichts heraus eine Hauswirtschaft aufgebaut, mit der sie sich sehen lassen kann. Rund und prall stehen die Schweine im Stalle, lustig krakehlt das Hühnervolk, etliches gibt der Garten bereits, und wenn man sich seiner erst ganz annimmt, dann wird es in vielem noch leichter werden. —

Maria Siebert wandelt sich nicht von heute zu morgen, aber Frau Käthe hat einen guten Einfluß auf sie. Es genügt, das Erbarmen in ihr wach zu rufen. Wie schwer drückt den Baum die Last der Früchte! Er bedarf der Stütze. Wie zerzausen und zerfressen die Raupen den schönen Kohl! Man muß sie ablesen. Die Blume hängt ja bis auf die Erde herab! Wie gern würde sie sich an ein Stäbchen lehnen. Was Frau Maria nicht sieht, das sieht der Knabe. Beide sind sie lernende Kinder, aber in der Frau beginnt sich etwas zu lockern. Sie steht zuweilen da, legt die Hand

an die Stirn und blickt sinnend in die Ferne. Da ist irgend etwas. Es ist unklar und fließend, aber auf Augenblicke ist es doch, als nähmen Auge und Ohr etwas wahr. Hammerschlag und Knirschen des Pfluges, Liebeswort und Ausblick auf weite Wälder und grüne Wiesentäler. Das Bild ist weg, aber das Gesicht der Frau bleibt versonnen.

Bald an Wolfs, bald an seines Kindes Hand durchwandert Arno Siebert Haus, Hof und Garten. Er ist noch keine zwei Jahre blind, aber schon hat er sich umgestellt. Das Gefühl beginnt das Gesicht zu ersetzen. Er fühlt den Apfel-, den Birn-, den Kirschbaum, fühlt die rote oder gelbe Rose, die Ringelrose, die Winde, den Buchsbaum, und fängt in seinem Weibe die Vergangenheit an aufzutauchen, so beginnt sie in ihm zurückzusinken. Wolf ist ein Mensch, der, wenn er auch einmal nicht heiter ist, Arno Siebert doch alle Zeit Heiterkeit vorzutäuschen vermag.

Das Hindämmern und Grübeln ist sowohl für Siebert wie für sein Weib vorüber, die Arbeit nimmt die Unglücklichen in ihre Segensarme, des Mannes zerknittertes Gesicht wird glatter. Einem geht er aus dem Wege, das ist Doktor Luther, aber der ist von seinen Gedanken so in Anspruch genommen, so tief von hundert Fragen und Entschlüssen bewegt, daß er es übersieht. Frau Käthe versteht es zudem so einzurichten, daß, wenn ihr Mann einmal durch den Garten schlendert, Siebert und sein Weib anderswo hantieren. Nur mit dem Kleinen ist Luther einige Male zusammengetroffen. Sah er schon früher gern in blanke Kinderaugen, so tut er es, seit er selber Vater ist, erst recht. Und Martin Siebert ist ein aufgewecktes Bürschlein, das keck und frisch zu antworten weiß. Unbeschwert steht er vor dem breiten, großen Manne, der ihm nicht der Eine, sondern einer ist, und vernimmt, daß er nun anfangen müsse zu lernen, daß es schön sei, viel zu

wissen, und daß, wer etwas im Leben sein und bedeuten wolle, sich zuvor rechtschaffen mit den Büchern herumschlagen müsse.

„Ich habe aber keine Bücher", sagt der Kleine.

Und Luther darauf: „Du sollst sie kriegen."

Es war Luther ernst mit der Absicht, sich des Jungen anzunehmen, aber es war nicht nur so, daß er täglich mit Briefen überschüttet ward, daß Tische, Stühle, Bänke, Schemel, Fenstersimse, Truhen, Bücherbretter und alles voll lag von Briefen, Anfragen, Rechtssachen, Klagen, Bittschriften; das Werk, das er aufgerichtet auf dem Fundament des reinen Gotteswortes, das mußte ausgebaut werden. Die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands sollten Schulen aufrichten, „denn wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist es die Schuld der Obrigkeit, und wird dazu das Land voll wilder loser Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch aller Not zwingt, hierin Fleiß aufzuwenden." Aber auch damit konnte es nicht getan sein. Wer wußte denn, wie es um die Herden und ihre Hirten in den waldumsäumten Dörfern, in den stillen Städtchen im Lande bestellt war? Man muß unbedingt allenthalben Kirchenvisitationen abhalten. Dabei ist das Werk der Bibelübersetzung noch immer nicht beendet, die geistlichen Lieder fehlen noch viel zu sehr, und — Kaiser und Papst sind auch noch da und geben sich noch lange nicht geschlagen. Es ragt also ein Berg von Arbeit vor dem Doktor auf, und er kann auch nicht mehr, als Schaufel für Schaufel davon abtragen. Er tut es mit heißem Bemühen, jede Nacht zum Tage machend.

Da schlägt ihm die Krankheit die Schaufel aus der Hand. Wolf ist todtraurig. Arno Siebert fühlt es und fragt ihn, was er habe.

„Der Doktor ist krank", sagt der treue Famulus heiser. Da

geht der Blinde schweigend zur Seite. Der Doktor ist krank. Damit stehst du an einem Scheidewege, Arno Siebert. Du kannst schweigend warten, wie die Krankheit verläuft, du kannst in schmerzendem Zwiespalt hoffen, daß — der Doktor stirbt, und — du kannst von dir aus mit den schwachen Gebetskräften, die dir gegeben sind, vor Gott hintreten: Laß deinem Streiter noch Zeit! Aber dazu mußt du dich erst selber überwinden.

So krank ist der Doktor noch nicht, daß er nicht an das offene Fenster treten und in den Garten hinabsehen könnte. Da steht Maria Siebert neben ihrem Manne. Der hat ihre Hand in der seinen: „Maria, der Doktor ist krank."

Das Weib schüttelt den Kopf. „Nein. Der Doktor kann nicht krank werden."

„Doch, Weib, er ist krank, und . . ." Arno Siebert nimmt die Mütze vom Kopfe. „Laß ihn nicht sterben, der du für uns gestorben bist, laß ihn wieder gesund werden."

Bewegt tritt Luther vom Fenster zurück. Ja, er ist krank, er fühlt, daß die Krankheit heftiger werden wird, aber was soll ihm geschehen, wenn sogar ein Mann für ihn betet, der ihm grollt? Des starken Doktors Augen sind feucht, und er ist auf einmal so müde, daß ihn die Füße kaum noch tragen. Er geht zu seiner Käthe, schwankt, muß sich stützen lassen und sinkt halb bewußtlos auf das Lager.

War es bislang mehr ein allgemeines Unbehagen, das ihn quälte, so ist der Schmerz am anderen Tage klar und bestimmt. Es hat sich ein Stein eingeklemmt, und der Schmerz strahlt über den ganzen Körper aus. Immer wird der 6. Juli 1527 Luther wie Frau Käthe unvergeßlich bleiben. Das Leiden, das später oft wiederkehrte, trat zum ersten Male auf, und niemand wußte, was es war, niemand wußte damit fertig zu werden.

Bewußtlos lag Luther auf seinem Bett. Frau Käthe rieb ihm die Stirn und die Schläfen. Ein tiefer Seufzer. Der Mann schlug die Augen auf. Seine Hände gruben sich ineinander. „Rufe mir Bugenhagen. Ich will beichten!"

Doktor Bugenhagen ist gewohnt, Luther oft zu Beichte und heiligem Abendmahl vor sich zu sehen und sieht in dem Rufe an das Krankenlager zunächst nichts, das ihn ängstigte, aber er findet es ganz anders, als er erwartet. Luther wirft sich in Schmerzen hin und her, sein Gesicht ist verschwollen, die Augen irren auf und ab. Er nickt dem Freunde wehmütig zu, beißt die Zähne aufeinander, zwingt sich zum Stilliegen und sinkt, als er den Kelch empfangen hat, erschöpft zurück. „Nun bringt mir noch einmal mein Hänschen!"

Der Knabe, der anfangs nicht recht gedeihen wollte, ist inzwischen ein runder, munterer Bube geworden, dessen erste tappende Schritte die Eltern, mit Magister Philippus zusammen, gebührend bewunderten. Er kann noch wenig sprechen, aber „Vater" vermag er zu sagen, und er vermag mit seinen weichen Händchen des Vaters Gesicht zu streicheln. Luther liebkost sein Kind. „Ei, mein Hänschen, was machst du uns doch für Freude! Man kann es wohl verstehen, wenn unser Herr Christus spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Solch ein Kind ist gewiß des Herrgotts liebstes Närrlein. — Muhme Lene", das Gesicht des Mannes verzieht sich abermals schmerzhaft, „nimm Hänschen wieder mit. Gott segne dich, Kind! — Käthe, wie plagt mich doch der Böse wieder! Ich — muß dir etwas sagen, Käthe. Der Blinde hat für mich gebetet."

„Wolf sagte es mir bereits, und ich habe Gott von Herzen dafür gedankt."

„Du tatest recht daran, und dieses Mannes Fürbitte wiegt

gewiß manches auf, was mir andere an Bösem gönnen und wünschen."

„Martinus, die ganze Stadt fragt, wie es dir geht. Es sind viele, die heute die Hände für dich zu Gott heben. — Draußen stehen Magister Philippus, Jonas, Meister Cranach und etliche andere. Dürfen sie hereinkommen?"

„Ja." Indes Frau Käthe hinausging, die Herren zu holen, ward der Anfall so stark, daß der Kranke zu sterben vermeinte. Sie hörten, wie er, die Hände verkrampft, betete: „Wenn dies die Stunde ist, mein Gott, die du mir bestimmt hast, so geschehe dein Wille."

Philipp Melanchthon neigte sich über ihn, wischte ihm den kalten Schweiß von der Stirn, und seine Lippen bebten. „Martinus, du darfst nicht sterben. Sollen wir denn zurückbleiben als vaterlose Waisen?"

Luthers Stimme war schwach. „Gott ist euer Vater, ihr Lieben, Getreuen alle. Laßt euch nicht bange werden. In Jesu Namen wollen wir es überwinden, es komme so oder so." Die Stimme wuchs, die weit aufgeschlagenen Augen gingen von einem zum andern. „Ruft mich Gott noch diese Stunde ab, so will ich sie doch nicht vorübergehen lassen, ohne vor euch, ihr Herren und lieben Freunde, zu bekennen, daß ich auch nicht ein Tüttelchen des Wortes Gottes gefälscht habe, daß ich kein Wort dessen, was ich lehrte, zurücknehme, daß ich gewiß bin, in Jesu Armen aufzuwachen als einer, dem Gott vergab, da, wo er als Mensch im Menschlichen irrte. Im Göttlichen ist kein Irrtum geschehen. Darauf will ich sterben. — Grüßt mir mein Wittenberg und alle meine Brüder in Christo."

Noch ein langer Blick Luthers. Sie gingen hinaus. „Käthe", bat der Ringende, „hilf mir, daß ich ein wenig höher liege. — So,

so. Wie schön ist doch die Sonne draußen! Käthe", Luther faßte seines Weibes Hand, „sieh dort! Sieh doch!"

Draußen in der Gartenecke lagen drei auf den Knien, Wolf, Arno Siebert, und zwischen ihnen Frau Maria. „Wie gut tut das! Nun will ich schlafen." Luther sank zurück, schlief, und am anderen Morgen, als ganz Wittenberg die Kunde von seinem Tode erwartete, saß er am Tische und verdeutschte die Bibel. Er blieb an dem Tage noch im Hause, und Frau Käthe ließ niemand vor ihn. Am anderen aber ging er in den Garten, und als er dem blinden Arno Siebert begegnete, nahm er dessen Arm.

„Ich danke dir!"

„Ihr habt mir nichts zu danken, Herr."

„Hast du nicht vorgestern für mich gebetet?"

„Ja."

„Warum tatest du das?"

„Weil Ihr mich erbarmtet."

Luther atmete tief auf. „Weil ich dich erbarmte! Das sagen wenige vom Doktor Luther, und er braucht doch mehr Erbarmen, als ihr anderen alle zusammengenommen. — Tu mir eine Liebe. Ich will mich deines Söhnleins annehmen."

„Herr, wir sind arme Leute. Was wollt Ihr aus ihm machen?"

„Was Gott mich aus ihm machen läßt. Wird es dein Weib verstehen, wenn der Junge in die Schule gehen muß?"

„Ja; denn sie ist nicht mehr, wie sie war."

„So weiß sie jetzt, was hinter ihr liegt?"

„Davor bewahre sie Gott, daß sie es von heute zu morgen erkennt."

„Aber Schritt für Schritt mag sie wohl noch einmal wieder ganz zu sich selber kommen, ohne daß daraus ein neues Unglück wird?"

„Ja, Herr." — „Ich danke dir, Mann."

*

Fest und sicher steht Luther wieder in seinem Werke, fröhlich sitzt er bei den Mahlzeiten inmitten der Gäste, rücksichtslos wettert er gegen alle, die sich dem Evangelium so oder so in den Weg stellen, sei es, wer es sei. Da kommt die Sorge wieder. Frau Käthe erwartet ein zweites Kind, ihr erstes, das liebe Hänschen, ist krank. Die Ärzte sagen, er litte an einer argen Verschleimung, gegen die bei einem solch kleinen Kinde wenig zu tun sei. „So tut, was ihr könnt", entscheidet Luther. „Im übrigen weiß ich, daß Gott auch an diesem Krankenlager das Beste tun muß und tun wird."

Das Kind röchelt, und seine Wangen glühen im Fieber.

Da tritt Bugenhagen ein. „Ich muß Euch etwas sagen."

„Eurem Gesicht nach ist es nichts Gutes."

„Ihr müßt fort."

„Mit dem kranken Kinde? Und wenn der Teufel selber daher träte, so ginge ich doch nicht von der Stelle. Was ist?"

„Es sind gestern und heute vier Leute in der Stadt gestorben an — der Pest."

Luther fährt zurück, sieht Weib und Kind an, blickt zum Himmel. „An — der Pest? Bugenhagen, das kann nicht sein. — Käthe, du bleibst beim Hänschen. Ich muß selber sehen, wie es in der Stadt aussieht. Kommt, Bugenhagen!"

In der Haustür tritt den Männern ein Bote des Kurfürsten entgegen. Er überreicht Luther ein Schreiben. Der liest es und gibt es wortlos dem Freunde. Der Kurfürst hat die Universität für die Zeit, die Wittenberg von der Seuche heimgesucht wird, nach Jena verlegt und bittet Luther, selber mit dahin überzusiedeln.

Er nimmt das Schreiben aus Bugenhagens Hand zurück. „Kommt!"

In den Straßen drängen die Menschen. Wittenberg flieht. Die Studenten, soweit sie nicht überhaupt schon weg sind, haben sich zu Trupps zusammengetan. Da haben ihrer etliche einen Fuhrmann gefunden und sitzen auf dem Gefährt wie die Schwalben auf den Dachrinnen. Dort marschiert ein Trupp dem Stadttor zu, und kein Scherzwort fällt aus scherzgewohntem Munde. Aus den Haustüren dringt der beizende Rauch verbrannter Kräuter. Männer ziehen ein Wägelchen hinter sich her, auf dem die Kinder sitzen, und dem zur Seite die Frau schreitet. Die Handwerker haben ihre Werkstätten, Krämer ihre Läden geschlossen. Kein Kind spielt auf der Gasse. Wittenberg flieht, und über den Fliehenden wimmert die Sterbeglocke.

Luther sieht Bugenhagen ernst an. „Bin ich denn aus der Welt gewesen, daß ich davon nichts gewußt habe?"

„Es ist erst seit heute so. Gestern noch war es ruhiger."

„Und was sagt der Bürgermeister?"

„Ich weiß es nicht."

„Wir wollen zu ihm gehen."

Der Bürgermeister tritt ihnen mit entsetzten Augen entgegen. „Bleibt draußen, ihr Herren. In meinem Hause ist der Tod."

„Herr Bürgermeister", Luther steht dicht vor dem Manne, „ist der Tod da, dann sollt Ihr uns erst recht nicht von der Schwelle weisen; denn nie ist Gottes Wort nötiger, als wenn sich ein Pilger zur letzten Reise rüstet. — Wer ist krank?"

„Mein Weib."

„An der Seuche?"

„Ja."

Luther schiebt den Mann beiseite und geht auf eine Tür zu. „Da?"

„Die andere Tür."

Da liegt die Kranke, und ein beklemmender Geruch ist in der Stube.

Luther tritt an das Lager. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Habt keine Angst, Frau. Ich weiß, Ihr glaubt an einen, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergänglich Wesen an das Licht gebracht hat."

Niemand hatte sich mehr an die Frau gewagt. Sie lag quer im zerwühlten Bett. Luther faßte sie unter den Arm und hob sie hinauf auf das Kissen. Sie wußte nichts von sich, vermochte nicht zu sprechen, hatte die Augen geschlossen, und als der Doktor die Hand unter ihrer linken Schulter hervorzog, zuckte sie sterbend zusammen. Er faltete die Hände. „Gehe hin in Jesu Namen!" Die Frau war tot, Luther und Bugenhagen gingen, es dämmerte. Statt der Sterbeglocke läutete der Türmer die Abendglocke. Aber auch ihr Ton war wie Sterbegeläut.

Luther blieb mitten auf der Straße stehen. „Was nun, Bugenhagen?"

„Wenn es nicht schon zu spät ist, dann geht noch heute abend aus der Stadt."

„Zu spät? Ach so, wir kommen vom Sterbelager einer Pestkranken. Wie Gott will. Aber aus der Stadt gehen? Ich? Nein. Ich will es mit meiner Käthe bereden. Wenn sie um ihret- und um des Kindes willen fortgehen will, so werde ich ihr nichts in den Weg legen und sie darum wahrlich nicht feige schelten. Ich bleibe!"

„Dann habe ich eine Bitte." Bugenhagens Gesicht war bitter ernst. „Ich bitte, mit meinem Weibe zu Euch kommen zu dürfen."

Da leuchtete des Doktors Gesicht. „Bugenhagen! Lieber heute als morgen."

Bugenhagen reichte ihm die Hand. „Es wird einsam in Wit-

tenberg werden. Vielleicht, daß man darum erst recht einander braucht."

Als Luther heimkam, ging es seinem Hänschen zwar noch nicht besser, aber es bot sich ihm ein herzbewegendes, liebes Bild. Maria Siebert saß am Krankenlager und sang mit rührender, leiser Stimme ein Liedchen. Neben sich hatte sie eine Schüssel mit Wasser stehen, tauchte abwechselnd die rechte und die linke Hand darein, trocknete sie ab und legte sie auf Hänschens Stirn. War es die Kühlung, war es das leise Lied, Hänschen schlief ein. Die Frau achtete des Doktors nicht, sie war mit dem Kinde allein in einer Welt, zu der nur grenzenlose Liebe die Pforte erschließt. Weder Frau Käthe noch Muhme Lene hatten der Frau den Liebesdienst weigern können. Leise war sie die Treppe herauf gekommen, leise in die Stube getreten, hatte scheu der Doktorin Hand genommen, ihr mit wissenden Augen in das Gesicht gesehen. „Frau, Ihr müßt an das Kommende denken. Laßt mich zu Eurem kranken Kinde. Ich weiß, es wird nicht sterben." Seitdem hatte sie kein Wort wieder gesprochen.

Luther gab seiner Käthe einen Wink. Sie ging mit ihm in seine Studierzelle. „Käthe, Bugenhagen hat recht gehabt. Ihr müßt fort. In Wittenberg ist die Pest."

„Und du?"

„Ich bleibe, ihr geht."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Das ist nicht dein Ernst."

„Ja, es ist mein Ernst."

„Dann müßte ich dir als gehorsames Eheweib folgen, aber ich bitte dich inständig, verlange nicht, daß ich gehe."

„Wir werden viel Elend mit ansehen müssen."

„Das wollen wir in Gottes Namen hinnehmen. — Wir bleiben! — Martinus", Frau Käthe zog ein Blatt aus der

Tasche, „das mußt du vollenden. Ich fand es gestern hinter deinem Tisch in der Ecke.“

„Was ist es? Ach! Ein feste Burg ist unser Gott! Ja, das habe ich einmal geschrieben. Laß es gut sein für heute. Und nun in Gottes Namen, Käthe, bleibt. Christus läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. — Ich muß noch ein Weilchen mit Gott reden, nachher komme ich wieder zu euch.“

Luther betete und hatte selten so freudig gebetet. Auch nicht ein Fünkchen Sorge war in ihm, wohl aber eine hohe Freude darüber, daß er seiner Käthe wieder einmal so tief hatte in das Herz sehen dürfen, daß er in Bugenhagen nicht nur einen tapferen Streiter für das Evangelium, sondern einen ebenso tapferen Mann zur Seite hatte, daß ein armes Weib durch die Liebe die Türen seines Gefängnisses zu sprengen im Begriff schien. Auch um sein Kind sorgte sich Luther nicht. Was in den Stunden des Alltags, einerlei, ob sie Sorge oder Freude brachten, ausblieb, was ihn in Gewissenskämpfen nicht nur seelisch, sondern auch körperlich erschütterte, das wandelte sich ihm in Stunden, da nichts, gar nichts mehr mit menschlicher Kraft getan war, zu dem beglückten Geschenk von Erscheinungen und Gesichten, vor denen alle Erdenschwere versank. Wie ein verwundertes Kind hob der Mann mitten im Gebetskampfe das Haupt. Er war soweit, daß er sich ganz und gar und kopfüber in Gottes Gnade gestürzt hatte, und nun glaubte er zu sehn, wie sich Christus selber vom Kreuze löste, ihm lächelnd entgegenkam, ihn bei der Hand nahm und aufhob — Luther stand dabei mit ausgestreckter Hand auf — und vernahm eine Stimme: Selig bist du, der du glaubst! — Das Bild war weg, die Fröhlichkeit blieb, leitete ihn zurück zu Weib und Kind, leitete ihn an die Lager der Kranken und Sterbenden, ließ ihn auch dann noch guten Mutes sein, als die

Pest in seinem eigenen Hause einkehrte, half ihm, sie siegreich aus dem Felde schlagen und ließ ihn scherzen, er sei in seinem Kloster Bruder Salbader. Fünf Schweine kostete die Pest das Lutherſche Haus. Was weiter? Hänschen genas, Frau Maria, die still in den Garten zurückgekehrt war, saß noch oft am Kinderbett und ging Frau Käthe zur Hand. Es war alles gut.

Da brach neue Not herein. Am 16. August 1527 ward in Scherding in Bayern der Pfarrer Leonhard Kaiſer um seines evangeliſchen Glaubens willen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und der Mann war in Wittenberg etliche Jahre Luthers Schüler gewesen. Er war nicht der erste Märtyrer der neuen Lehre. Der Tod jedes einzelnen hatte Luther erſchüttert, kein Blutgericht aber so tief, wie das an dem treuen Kaiſer.

Luther stützte den heißen Kopf in die Hände. „Wieder einer und — durch mich!“ Er sah den Mann, der kaum jünger war als er, Luther selber, vor sich sitzen, den blonden Scheitel geneigt, damit ihm keines der Worte des Meisters entginge, sah ihn das Haupt heben und ihm in rührender Dankbarkeit in die Augen blicken, sah die ehrliche Begeisterung auf seinem Geſicht, spürte den Druck der Hand beim Abſchied. Und dieſer Druck war ein Gelübde gewesen, das der Tapfere mit dem Leben bezahlt.

Die Fäuste geballt, stöhnt der Grübelnde auf: „Es ist zu des Papstes Zeiten beſſer gewesen, aber was kann ich dafür? Bin ich etwa aus mir selber, was ich bin; tue ich, was ich tue, aus mir selber und für mich? Hat mich Gott zu dem Manne gemacht, der ich bin, so muß ich schon aus Dankbarkeit bleiben, wie ich bin. Gottes Wort über alles! Ich wollte wohl gern an meines lieben Kaiſer Stelle sein, aber, so sehr ich das wünſche, ich gebe die Hoffnung auf, daß Gott mich zu einem Märtyrer macht.“ Er begann mit den Fäusten auf den Tiſch zu schlagen.

„Wißt ihr, was ihr tut, die ihr die Boten Gottes verbrennt? Hätte ich, Martinus Luther, nicht einen Aufruhr machen können, daß der Kaiser kaum aus Worms herausgekommen wäre? Ist es mir nicht gegeben, mit drei Predigten eine Stadt auf den Kopf zu stellen? Aber ich tue dein Werk nicht, Satan, obgleich du so groß bist wie die Welt, so weit wie die Welt, und reichst bis in die Hölle hinab. Es soll dir nicht gelingen, mich herumzukriegen, und wenn die Welt voller Teufel wär. Was ist es doch für eine Not! Ich krank, aber das will ich nicht schätzen, mein Hänschen krank, da drüben in den Pestgräbern vor meinen Augen achtzehn Menschen begraben, und nun auch noch Leonhard Kaiser verbrannt! Gehen wir denn auf das Ende der Welt zu? Wahrlich, ich muß es glauben, daß die Welt in Stücke zerbrechen will und darum mich Gott an den Anfang des Endes gesetzt hat. Es kommt die Zeit, der Tag nahet herzu. Der Käufer freue sich nicht, der Verkäufer trauere nicht, denn es kommt der Zorn Gottes über alle Haufen. Darum aber erst recht bleibe ich an Gott, es komme, wie es wolle. Je mehr ich bitte, je lieber hört er mich. Und ich will beten aus meinem großen Zorn und meiner großen Betrübnis heraus: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Siehst du, Teufel, da hast du einen Schlag ins Gesicht. Vater, vergib ihnen! Ihr wollt mich schuldig sprechen? Wollt ihr ein Kind schuldig sprechen, das seiner Mutter Leib verlassen muß? Also bin ich aus Gott in Gott geboren. Und wenn sich Teufel, Papst und Kaiser dawider setzen, das Reich muß uns doch bleiben!“

Hastig langte die derbe Manneshand nach einem Blatt Papier. In festen Zügen fuhr die Feder darüber: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen!“ Hintereinander weg in heiligem Zorn, und sich dabei an Gott klammernd wie ein

Kind, schrieb Luther Zeile um Zeile, Strophe um Strophe. Nun stand es da, ein einziger Schwerthieb, und dem, dem es Gott geschenkt, war sein eigen Werk so fremd, daß er verwundert über die Stirn strich, das Blatt seinem Weibe, die in die Zelle trat, entgegen hielt: „Hab ich das geschrieben? Ich weiß es nicht."

Frau Käthe wollte ihren Mann umhalsen. Er wehrte ab. Seine Augen waren verstört. „Siehst du nicht, wie mich Satan besudelt hat? — Was für ein schwerer Wagen fährt draußen?"

„Es fährt kein Wagen."

„So ist es wieder in meinem Kopfe." Luther erhob sich und stampfte mit dem Fuße auf. „Das Reich muß uns doch bleiben! — Geh, Käthe! Wenn ich noch eine Weile mit Gott geredet habe, komme ich."

Traurig ging die Frau davon und traf neben ihrem Hänschen Maria Siebert, die dem Kinde von den Blumen im Garten erzählte. Als die Hausfrau in die Stube trat, hob Maria den Kopf, stellte das Kind, das sie auf dem Schoß gehabt, auf seine Füße, nahm Frau Käthes Hand und bat: „Geht, Frau Doktorin! Ich sehe Euch an, daß Ihr eine schwere Stunde gehabt habt. — Ich — hab sie auch einmal gehabt. Geht und ruht. Das Hänschen läßt sich an mir genügen."

Eine Stunde später trat Luther selbst in das Zimmer, ernst, aber seiner wieder sicher, und streckte Hänschen die Arme entgegen. Der aber wollte bei seiner Hüterin bleiben. Luther lachte. „So, hält er sich schon an Euch?" Das Du ward unwillkürlich zum Euch. „Dessen freue ich mich, aber, Frau, ist es schon so, dann ist es nicht mehr als recht und billig, daß wir einen Tausch machen. Ich muß Euch meinen Jungen lassen, dafür sollt Ihr mir den Euren geben."

„Wie meint Ihr das, Herr?"

„Mit Gottes Hilfe will ich etwas aus ihm machen. Er soll in die Schule gehen und, wenn es möglich ist, ein Doktor oder Magister werden."

„So hoch wollt Ihr mit ihm hinaus?"

Ernste Frauenaugen sahen dem Doktor entgegen.

„Hoch hinaus?" sagte er. „Ich weiß nicht, ob das hoch ist, ob einer überhaupt einen Stand über den anderen stellen darf, da Gott doch alle Stände gewollt hat und braucht, aber ich möchte das aus dem Jungen machen, wozu er die Anlagen hat."

„Nur hart dürft Ihr mit dem Kinde nicht umgehen", bat die Frau.

„Da sei Gott vor. Es ist die Rute gewiß nicht zu entbehren, aber jeder Rutenstreich falsch oder zuviel, ist nicht weniger eine Sünde als etwa ein Diebstahl oder ein Betrug. — Will's Gott, sollt Ihr noch viel Freude an Eurem Kinde haben."

Luther strich seinem Hänschen über den Scheitel und ging hinaus. Er vergaß aber des kleinen Martin Siebert nun nicht wieder.

Am 10. Dezember, als draußen die Flocken wirbelten, wurde Luthers zweites Kind, ein Mädchen, geboren. Er nahm es als ein Christgeschenk, und seine Geburt bedeutete ihm zugleich den frohen Abschluß eines schweren Jahres. Wittenberg war frei von der Pest, Bürger und Studenten waren zurückgekehrt, die Vorbereitungen für die im nächsten Jahre beginnende Kirchenvisitation getroffen. Durch das Land aber begann es zu marschieren als eine Absage und zugleich ein trutziges Bekenntnis: Ein feste Burg ist unser Gott!

V.

Luther war bei Bugenhagen. Sie tauschten die Erfahrungen aus, die sie auf ihren Visitationsreisen gemacht hatten. Es konnte nicht genügen, daß katholische Priester zum evangelischen Glauben übertraten und einen Hausstand gründeten. Die Kirche, die eine Volkskirche sein sollte, in der jeder einzelne Hausvater zugleich seines Hauses Priester war, die das allgemeine Priestertum bejahte, mußte auf breiterem Grunde stehen, als sie derzeit noch stand. Die Volkskirche konnte Geistliche, die eine volkstümliche Predigt in deutscher Sprache über Texte, wie sie die Bibel bot, zu halten vermochten, ebensowenig entbehren wie die Volksbildung durch Schulen. Also zweierlei: Schulen und geschulte Geistliche. Das Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren, Schulen zu gründen, war längst hinausgegangen und hatte Erfolg gehabt. Wie es um die Geistlichen und die erwachsenen Glieder der Kirche bestellt war, erwiesen die Visitationen.

Luther lehnte sich im Stuhle zurück. „Herr Bugenhagen, helf Gott, das Volk ist ja so dumm wie das liebe Vieh! Der gemeine Mann weiß so gut wie nichts von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und viele Pfarrherren sind untüchtig und ungeschickt zu lehren."

Bugenhagen nickte. „Was aber soll mit den Pfarrherren werden, die wir als nicht fähig finden, ihres Amtes zu walten?"

„Mag werden, was will. Das Evangelium darf nicht Schaden leiden."

„Man wird ihnen am besten einen Teil ihrer Pfründe lassen müssen."

„Aber sie sollen sich bescheiden. Wieviel schätzt Ihr, daß es sein werden, die nicht tauglich sind?“

„Wenn wir dem Übel wirklich an die Wurzel wollen, dann müssen im Meißnischen mit seinen 96 Geistlichen 22 ausscheiden, weil sie Ärgernis geben und des Amtes unwürdig sind.“

„Weg damit!“

„48, weil sie gar zu unwissend sind.“

„48, die Hälfte? Es wird vielleicht der und jener unter ihnen sein, der das nachholen kann, was ihm fehlt.“

„Wie Ihr wollt. — 26 wollen wir in ihrem Amte belassen.“

„Und das ist nur Meißen! Ich habe es aber hier herum auch nicht viel besser gefunden. Wie soll denn das Volk den rechten Weg gehen, wenn ihn seine Hirten selber nicht wissen? — Bugenhagen, wir müssen fortfahren zu revidieren, aber man muß mehr tun, denn man kann nicht verlangen, daß die Knaben und Mädchen wissen, was man ihnen nicht gesagt hat. Ich selber sauge noch heutigen Tages wie ein Kind an dem Vaterunser, trinke und esse daran wie ein alter Mensch und kann nicht satt werden. So ist es mit den Geboten. Ich nehme jedes Gebot zum ersten an als eine Lehre, wie es an ihm selber ist, und frage mich, was unser Herrgott darin ernstlich von mir fordert. Zum anderen mache ich eine Danksagung daraus, zum dritten eine Beichte, zum vierten ein Gebet.“

„Das wird man den Pfarrherren sagen können. Für das Volk wird es schlichter sein müssen.“

„Meint Ihr, ich wüßte nicht, wie man mit dem gemeinen Manne reden muß? Ich weiß es wohl und will es tun. Davon aber entbinde ich auch den gemeinen Mann nicht, daß er Gott nicht nur lieben, sondern auch fürchten lernt. Die wahre Liebe treibt die Furcht aus. Wiederum aber ist die wahre Furcht

nichts anderes, denn daß sie Gott nicht betrüben will durch die Sünde. Wir sollen Gott fürchten und lieben. So stellt es sich mir bei jedem Gebot dar. Bei dem ersten Gebot denke ich, daß Gott erstlich von mir fordert und mich lehrt herzliche Zuversicht zu ihm in allen Sachen, und es ist sein hoher Ernst, daß er wolle mein Gott sein. Dafür soll ich ihn halten bei Verlust der ewigen Seligkeit, und mein Herz soll auf nichts bauen, es sei Gut, Ehre, Weisheit, Gewalt, oder eine Kreatur. Zum anderen danke ich seiner grundlosen Barmherzigkeit, daß er sich so väterlich zu mir verlorenem Menschen herabneigt und sich mir selbst, ungebeten, ungesucht, unverdient anbietet, mein Gott zu sein, sich meiner annehmend und in allen Nöten mein Trost, Schutz, Hilfe und Stärke sein will."

„Ich weiß, daß Ihr einige Erklärungen der Gebote bereits auf Drucktafeln habt setzen lassen."

„Das habe ich getan."

„Und es gibt wohl nichts, das besser und nötiger wäre."

„So fügt es Gott, daß wir wieder einmal einer Meinung sind. Ich habe auch bereits, da ich im Kurkreise unterwegs war, begonnen, an den Büchlein zu schreiben, von denen das kleinere der gemeine Mann und alle Jungen und Mädchen, das größere die Pfarrherren und Lehrer in die Hand kriegen sollen. Sie sind in Fragen und Antworten abgefaßt und sollen der kleine und der große Katechismus heißen."

Bugenhagen sprang auf und nahm Luthers beide Hände.

„Damit habt Ihr Euch ein neues Denkmal gesetzt."

Luther, der keinerlei Überschwenglichkeit liebte und auf Lobhudeleien abweisende, scharfe Antworten gab, lächelte. „Aber nur ein ganz kleines, Herr Doktor Bugenhagen, wie ich denn überhaupt nicht allzuviel von dem halte, was ich schreibe. Meine

einzige Stärke ist das Gebet, und Betenkönnen ist Gnade. — Sagt, wie trägt es denn Eure Hausfrau, wenn Ihr wochen- und monatelang draußen in den Dörfern und Städten seid?"

„Sie sähe mich wahrlich lieber daheim."

„Die meine auch, und, weiß Gott, ich wäre es auch lieber, aber was hilft es? Bevor wir in Ruhe den Garten Gottes bestellen können — ich schätze, es wird mir überhaupt nicht beschieden sein —, muß erst noch viel Gestrüpp ausgerodet werden. Inzwischen schreibe ich meiner Käthe von draußen her Briefe. Das freut sie, und ich rate Euch, ein Gleiches zu tun."

„Das geschieht bereits."

„Dann wollen wir also fortfahren zu graben, zu roden, den Boden urbar zu machen. Um die Sämänner ist mir hernach nicht bange und um den Samen erst recht nicht. Eines will ich noch sagen, Herr Bugenhagen. Es mögen für das Evangelium ein Luther und ein Melanchthon nötig sein, aber ein Bugenhagen ist ebenso notwendig. Trage ich die Steine herzu, mischt Philippus den Mörtel, so richtet Ihr das Gebäude der Kirche auf."

Das war viel aus Luthers Munde. Er drückte Bugenhagen die Hand und ging mit breiten, festen Schritten hinaus.

Daheim erwartete ihn die Not. Die kleine Elisabeth war krank. Im Gegensatz zu Hänschen war Elisabeth anfangs gut gediehen. Nun war sie dreiviertel Jahr und hatte frühzeitig die ersten beiden Zähnchen bekommen. Das Erbrechen, das heute eingetreten war, hatte Frau Käthe nicht weiter ernst genommen. Gegen Abend schon aber lag das Kind fiebernd und matt in seinem Bettchen. Die Doktorin und Muhme Lene konnten wenig tun, aber Käthe Luther erinnerte sich der Hilfe Maria Sieberts während Hänschens Krankheit und schickte nach der. Müde trat

die Frau über die Schwelle und zögerte, näher an das Kinderbett zu gehen.

Muhme Lene stutzte. „Was ist Euch, gute Frau?“

Maria Siebert antwortete nicht. Sie nahm Frau Käthes Hand, drückte sie liebkosend an ihre Wange und ging wieder hinaus.

„Will sie nichts von der kleinen Elisabeth wissen?“ fragte Muhme Lene betroffen.

Käthe Luther aber war bleich, stützte sich auf die Stuhllehne und sagte dumpf: „Vielleicht weiß sie schon zuviel von ihr.“

So heiß der Vater im Gebet um sein Kind rang, es starb. Geborenwerden, Sterben. Menschenlos! Schwer ist es, am Sarge des eigenen Kindes zu stehen. Es bleibt Luther nichts erspart. Er klagt: „Es ist mir mein Töchterchen Elisabethchen gestorben. Es ist merkwürdig, wie krank, fast weibisch, es mir das Herz zurückgelassen hat; so weh tut es mir. Ich hatte vordem nie geglaubt, daß eines Vaters Herz um ein Kind so weich werden kann.“

Die Katechismen beginnen ihren Weg, die Bibelübersetzung schreitet fort, das Kirchengebäude wird ausgebaut. Kurz nach dem 4. Mai 1529 empfängt Amsdorf einen Brief Luthers: „Achtbarer, würdiger Herr! Gott, der Vater aller Gnaden, hat mir und meiner lieben Käthe eine junge Tochter gnädiglich beschereet. So bitte ich Euer Würden um Gottes willen, wollet ein christlich Amt annehmen und derselbigen armen Heidin christlicher Vater sein und ihr zu der heiligen Christenheit helfen durch das himmlische hochwürdige Sakrament der Taufe.“

Das dritte Kind heißt Magdalene. Es tritt an die Stelle der heimgegangenen Elisabeth und wird des Vaters Liebling.

Landgraf Philipp von Hessen erkannte, daß zur Stützung des Evangeliums auch Menschenmacht nötig sei. Wie der Kaiser für den Papst, so mußten die evangelischen Fürsten geschlossen für Luther eintreten.

Der Siegeszug der lutherischen Lehre ward zwar nicht aufgehalten, aber gekreuzt von dem Vormarsch der Lehre Zwinglis. Zwingli, wie Luther, Bauernstamm entsprossen, war eine Zeitlang unbedingt mit dem Wittenberger Reformator gegangen, ihn dankbar anerkennend als einen Deutschen, wie er nur alle tausend Jahre einmal geboren werde. Da stellte es sich heraus, daß er in der Auffassung des Abendmahls nicht Luthers Meinung war. Auch in anderem wich sein Weg nunmehr von dem Luthers ab. Luther war kein Politiker. Er haßte die Politik, und die Reichstage berührten ihn nur insoweit, als sie sich mit der evangelischen Lehre befaßten. Wie er überzeugt war, daß dem Evangelium, und wäre keiner der Reformatoren mehr da, nichts geschehen werde und könne, so war er ebenso überzeugt, daß auch in der Politik nichts ohne oder gegen Gott geschehen könne.

Zwingli jedoch war ein Politiker. Er wollte eine Schutzmauer gegen den Katholizismus errichten von dem Alpenwall bis an die Nord- und Ostsee.

Ähnliche Gedanken bewegten Philipp von Hessen, und er hielt es darum für unbedingt notwendig, hinter die Macht des Wortes Gottes die Macht des Schwertes zu stellen. Dazu aber war vorerst erforderlich, daß sich die beiden größten Männer ihrer Zeit einigten. Schon waren eine Reihe südlich gelegener Städte, Straßburg, Lindau, Konstanz, Ulm, von der lutherischen Lehre zu der Zwinglis übergegangen, und niemand konnte sagen, wie weit sich der Strom aus dem Süden nach dem Norden er-

gießen werde. Hie Luther!, hie Zwingli! aber konnte nur eine Schwächung der Stoßkraft wie der Widerstandskraft des Protestantismus bedeuten. Damit ward des Kaisers und des Papstes Arbeit getan.

Luther hatte alle seine Freunde zu sich gebeten. Am schmalen Tischende sitzend, die Stirn umwölkt, grollte er: „Der Landgraf von Hessen hat uns zu einer Unterredung mit Zwingli nach Marburg geladen. Was versprecht ihr euch davon, ihr Herren und Freunde?"

„Nichts."

Amsdorf legte die flache Hand auf den Tisch. „Ein Karlstadt ist glücklich niedergerungen. Wir brauchen keinen zweiten."

Spalatin, der auch zugegen war, schüttelte den Kopf. „Langsam, Herr. Zwingli ist kein Karlstadt."

„Aber er deutelt an dem Worte", wandte Luther ein.

„Über die Auffassung wird man verhandeln müssen. Wie Ihr selber einst darauf beharrtet, daß Ihr dann widerrufen wolltet, wenn man Euch einen Irrtum nachweise, also, denke ich, wird es auch bei Zwingli sein. Weisen wir ihm Irrtum nach. Ihr kennt seine Schriften?"

Luther nickte: „Ob ich seine Schriften kenne? Glaubt Ihr, ich würde sonst ein Wort darüber reden? — Eines trennt uns, und das reicht aus."

Luthers Stimme ward lauter.

„Und das ist die Auffassung des heiligen Abendmahls", sagte Bugenhagen langsam. „Es ist dem Schweizer ein Erinnerungsmahl."

„Wie man etwa den Geburtstag eines Toten feiert", stieß Luther heraus.

„Wenn es ihm auch höher stehen mag, so kann man es doch vielleicht damit vergleichen, und ..."

Spalatin unterbrach Bugenhagen. „Wir wollen der Reihe nach gehen. Über das, was gegen die Zusammenkunft spricht, können wir nachher reden. Erst einmal: Wer will die Zusammenkunft? Wir, Zwingli oder ein anderer?"

„Philipp von Hessen", stellte Luther fest.

„Er allein?"

„Herr Spalatin", Luther packte ihn mit seinem scharfen Blick, „man merkt, daß Ihr in der Politik erfahren seid."

„Das ist notwendig."

„Was ist denn mit der Menschen Macht und List groß getan?"

„Soviel, daß man sie nicht entbehren kann, und daß man mit ihnen rechnen muß, wie Ihr selber wißt."

„Wissen könnte, wissen sollte und auch müßte, aber nicht wissen will. Gott und noch dreimal Gott allein!"

„Gott oben an, und fällt schon kein Sperling ohne ihn vom Dache, so ist erst recht kein Sieg oder Niederlage der Menschen ohne ihn. Wie aber soll der Mensch wissen, welches Gottes Wille ist, wenn er nicht von sich aus ..."

Luther fuhr Spalatin ungeduldig dazwischen. „Was wollt Ihr damit?"

„Ich will, daß man des Landgrafen Plan von zwei Seiten her ansehe, und stelle, da wir über die Auslegung des Wortes ja doch erst in Marburg verhandeln können, das voran, was uns bewegen mag, überhaupt dahin zu gehen. Es ist nicht des Landgrafen Wille allein, in Marburg zu disputieren."

Luther widersprach. „Ja, es ist sein Wille allein, aber da ich es ihm ablehnte, hat er sich hinter den Kurfürsten gesteckt."

Melanchthon hob den Kopf. „Und der Kurfürst?"

„Will, daß wir hingehen."

„Dann wirst du ihm gehorchen müssen."

„Ich habe wohl auch dem Kurfürsten nicht nur einmal widersprochen, und ehe ich auch nur eines Fingers Breite von der Schrift abweiche, eher will ich den Scheiterhaufen besteigen."

Spalatin neigte sich vor. „Es handelt sich ja noch gar nicht darum, ob Ihr mit Zwingli in der Schrift einig werdet oder nicht, sondern darum, ob wir nach Marburg gehen oder in Wittenberg bleiben."

Jonas wandte ein: „Wenn es der Kurfürst wünscht, dann ..."

„Bleibt uns immer noch ein Nein übrig", trotzte Luther.

„Es wäre aber mehr als unklug, dieses Nein zu sprechen."

Spalatin war bleich vor Erregung. „Wollt Ihr leugnen, daß Zwinglis Lehre marschiert? Haben wir nicht heute schon ein Lager, das sich zwinglisch, und eines, das sich lutherisch nennt?"

„Man soll sich nicht nach mir nennen, da sei Gott vor", eiferte Luther.

„Das ist eine Sache für sich", gab Spalatin zu bedenken, „und es mag wohl sein, daß, indes wir uns noch um den Namen streiten, ein anderer bereits am Himmel hängt. Soll es denn so werden, daß, wenn der Kaiser gegen die Zwinglischen losschlägt, die Lutherischen beiseite stehen, und daß, wenn er uns darnieder wirft ..."

„Das wird Gott nicht dulden", fuhr Luther dazwischen.

„... die Zwinglischen zusehen, ohne die Hände zu rühren? — Es ist des Landgrafen Plan, eine evangelische Christenheit zu schaffen, damit sie stark genug sei, wider Kaiser und Papst zu stehen."

„Wir gehen auseinander, Herr Spalatin", Luther sprach wieder ruhiger. „Ich stelle meine Sache allein auf Gott, Ihr stellt sie auch auf Menschen."

„Auch darin gehen wir nur scheinbar auseinander, aber wollt Ihr widerstreiten, daß, was uns den Krieg erspart hat, nicht so sehr die Einigkeit unserer Fürsten oder der Evangelischen insgesamt ist, als des Kaisers auswärtige Händel?"

„Die nach Gottes Willen geschehen."

Spalatin wiegte den Kopf hin und her. „Ich widerspreche Euch nicht, aber ich weiß, daß des Landgrafen Gedanken richtig sind, soweit es sich um die Politik handelt, und daß sie richtig sind, soweit es sich um die Schrift handelt. Auf die Politik gesehen, haben wir die Pflicht, seinen Gedanken zu folgen, auf die Schrift gesehen, muß man abwarten, wie weit wir kommen. Ich bitte Euch, wollet doch überzeugt sein, daß ich für unser liebes Evangelium genau so das Beste will, wie Ihr selber."

Luther lehnte sich über den Tisch. „Dann wollen und müssen wir also nach Marburg gehen? Gut, ihr Herren, ich sehe, daß das eure Meinung ist. Ich gehe mit, aber ich gehe nur um des Wortes willen. Philippus, schlag den Text auf. Wie steht da geschrieben?"

„Nehmet hin und esset. Das ist mein Leib ..."

„Ist, ihr Herren, nicht: Bedeutet. Weiter!"

„Nehmet hin und trinket alle daraus. Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem ..."

„Ist! Ist! Ist! Kann einer von euch das Wort anders übersetzen? Ist! Nicht anders. Da ich das Brot und den Wein genieße, esse und trinke ich den wahren Leib und das wahre Blut unseres Herrn. Nicht ein Erinnerungsmahl soll uns das heilige Abendmahl sein, sondern die Vereinigung des sündhaften Men-

schen mit Christus selbst, welcher allzeit lebendig und gegenwärtig ist. Habt ihr eine andere Meinung, ihr Herren?"

„Nein." Spalatin sagte es laut und fest. „Und dennoch müssen wir nach Marburg gehen."

„So will ich diesem Gespräch zusagen", erklärte Luther abschließend, „nicht, als ob ich wollte meine Meinung ändern, welche bei mir gänzlich feststeht, sondern daß ich Rechenschaft gebe von meinem Glauben und worin die anderen irren. — Das aber will ich zuletzt noch einmal erklären, Herr Spalatin: Ich verlasse mich einzig und allein auf Gott, und verlasse mich auch nicht im geringsten auf Menschen. Ihr mögt recht haben mit Euren politischen Gedanken oder nicht. Wäre der Zweck des Marburger Gesprächs ein politischer, so sollte mich keine Macht der Welt dahin bringen. Für das Wort will ich streiten. Was nachher geschieht, ist Gottes Sache."

Am 2. Oktober 1529 standen sich Luther und Zwingli im Schlosse zu Marburg gegenüber. Hart war Luthers Schritt, hart seine Sprache. Zwingli erschrak vor den scharfen Augen des Wittenbergers. Sein trockenes Gesicht rötete sich. „Ew. Liebden haben wider mich als einen Schwarmgeist geschrieben."

„Welches mir gar nicht leid ist, sondern das ich noch einmal tun müßte, wenn Ew. Liebden abermals eine ‚klare Untersuchung vom Nachtmahl Christi' ausgehen ließen."

Die ersten Blitze waren hüben und drüben aufgezuckt, der erste Donner grollte. Das Ew. Liebden blieb sehr bald weg, Luther ward zornig, Zwingli blieb ruhig. Luther donnerte wider die Verfälschung nicht nur eines klaren und eindeutigen Wortes, sondern des heiligen Abendmahles überhaupt, daß die Fensterscheiben klirrten, Zwingli antwortete bissig, scheinbar überlegen.

„Ihr Herren", mahnte der Landgraf. Luther sah ihn an,

schwieg, nahm ein Stück Kreide, das handlich lag, schrieb auf den Tisch: „Das ist mein Leib“ und zog einen Kreis um das Wort. Er warf den Kopf in den Nacken. „Wollen Ew. Liebden fortfahren.“

Hart stemmte er den Zeigefinger auf das Wort, und seine Augen brannten. Landgraf Philipp sah, daß eine Einigung zwischen den beiden Männern niemals zustande kommen werde. Er nahm Spalatin am Arm und ging mit ihm seitab. „Sollte es nicht möglich sein, daß jeder dem anderen wenigstens ein Stück Weges entgegenkäme?“

„Es scheint nicht so.“

„Könntet Ihr denn nicht mit dem Doktor reden, daß er... Ihr versteht, wie ich es meine.“

„Ich verstehe wohl, aber jedes Wort wäre vom Übel.“

„Seht Ihr denn nicht, was daraus werden mag?“

„Landgräfliche Gnaden, und wenn ich es schon sähe, und wenn auch Herr Doktor Martinus es sähe, so müßte es doch ausgehen wie Gott will; denn tun können wir nichts daran.“

Laut aber schallte es aus dem Saale her, wie wenn ein Felsblock herabdonnert: „Das ist mein Leib!“

„Und welches ist Eure Meinung, Herr Spalatin?“

„Doktor Martinus Luther hat recht.“

Der Landgraf kehrte an seinen Platz zurück. „Ihr Herren, mich dünkt, es wäre besser, das Gespräch nachher fortzusetzen, jetzt aber daran zu denken, daß wir auch essen und trinken müssen.“

Zwingli brach ab. Luther legte die Linke breit auf seine Schrift. Seine Augen gingen blitzend im Kreise: „Daß mir keiner daran rührt! — Das ist mein Leib!“

Raschen Schrittes ging er hinaus. Er war durch. Mochten die Dinge gehen, wie sie wollten, mochte das Gespräch dauern,

solange es wollte, er war unerschütterlich, keinem Einwand, keiner Erwägung, erst recht keinerlei Rücksicht zugänglich. Das ist ...

Luther aß und trank, war in Gedanken bei Weib und Kind, schrieb seinem „Herrn" Käthe nachher einen herzlichen Brief, kaufte für die Kinder einen „Jahrmarkt" und war nur mit Mühe dazu zu bewegen, zu helfen, daß die fünfzehn Marburger Artikel, in denen das Reformierte und Lutheraner Einigende niedergeschrieben war, zustande kamen. Mehr war nicht zu erreichen. Lächelnd stieg der Reformator in den Wagen, und im Saale des Schlosses wischte ein Diener mit feuchtem Lappen die Kreideschrift auf dem Tische aus. Luther hatte getan, was er vor seinem Gewissen verantworten konnte. Man hatte sich nicht darüber verglichen, ob der wahre Leib und das Blut Jesu in Brot und Wein seien oder nicht, aber beide Teile wollten Gott fleißig bitten, daß er sie durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Die Pferde zogen an, Luther neigte sich zu Spalatin: „Und sie haben doch einen anderen Geist!"

*

Luther brauchte sich nicht mehr dagegen zu wehren, daß man seinen Namen mit der neuen Lehre verquickte. Der zweite Reichstag von Speyer hatte im Jahre 1529 einen anderen geboren. „Protestanten" nannten sich die Anhänger des Reformators und wanden damit, daß sie die von ihren Gegnern ausgegangene und als Schimpfwort gedachte Bezeichnung zum eigenen Ehrennamen machten, denen das Schwert aus der Hand. „Protestanten!" Kurfürst Johann ließ es nicht bei dem bloßen Protest bewenden. „Sie sollen wissen, welches der Grund ist, darauf wir stehen. Darum soll man unseren Glauben und unser Bekenntnis in

klare und deutliche Artikel zusammenfassen, also daß jeder Mann daran prüfen kann, ob er mit Gott und uns gehen kann oder nicht." Das war seine Ansicht. Johann der Beständige sandte ein Schreiben an die Wittenberger Reformatoren. Luther lächelte. Er brachte den Brief in Zusammenhang mit dem Marburger Religionsgespräch. Da es sich aber nicht um Politik handelte, griff er zu. Ja, sie sollten wissen, welches der Kern des evangelischen Glaubens war.

Er ging zu Philippus Melanchthon. „So wollen wir es denn noch einmal aufschreiben, was wir glauben und meinen, aber es ist auch nicht die kleinste Furcht dabei, denn sie mögen sich gebärden wie sie wollen, Teufel, Kaiser und Papst, das Wort soll unberührt stehen bleiben, und habe ich deshalb keine Sorge."

Melanchthon sah den Freund nachdenklich an. „Ich weiß, daß jedes Wort müßig ist, das ich dir etwa sage, aber der Kaiser rüstet sich mit aller Macht wider das Evangelium. Die Fürsten haben keinen leichten Stand, und du solltest wenigstens eines nicht tun. Du solltest ihre Besorgnis nicht ganz und gar für unnötig ansehen."

„Philippus, niemand macht mich anders, als ich bin. Ihre Sorge i s t unnütz! Sie sollen Gott sorgen lassen, wie ich es tue. Wollen sie aber daneben tun, was in ihre Hände gegeben ist, gut, ich will still halten. Der Tag jedoch, da ich um ihrer Fürsorge für das Evangelium willen fröhlich wäre, der kommt nicht. Ich bin fröhlich in G o t t. Und nun wollen wir in seinem Namen an die Arbeit gehen, die der Kurfürst begehrt, und unsere Freunde sollen uns dabei helfen."

In Torgau wurden dem Kurfürsten die Artikel überreicht.

*

Der April 1530 ist regnerisch und unfreundlich. Ein langer Zug fährt und reitet gegen Süden durch das sächsische Land. Kurfürst Johanns Stirn ist bewölkt. Er kennt den Kaiser und weiß, daß er dem Papst das Versprechen gegeben hat, die lutherische Irrlehre auszurotten. Damit ist es ihm bitterer Ernst, und nirgends zeigt sich ein Ereignis, das den Evangelischen nützlich sein könnte. Wie vom Norden, so ist es vom Süden her eine starke Wallfahrt auf Augsburg zu. Hier sollen sich die Geister messen, aber die Sache der Evangelischen steht von vornherein ungünstig. Karl der Fünfte wiederum ahnt, daß er mehr zu verteidigen haben wird, als nur seinen katholischen Glauben. Es tut sich eine Kluft auf zwischen der Gewalt des Kaisers und der der Landesfürsten. Der kluge Spanier hat mit niemand darüber gesprochen. Niemand weiß, welche Gedanken sich hinter der verschlossenen Stirn bewegen, aber er sieht den jungen Adler, Landgraf Philipp aus dem Hessenlande, kreisen und auf den Augenblick warten, da er herabstoßen kann. Der Hesse wiederum behält seine Gedanken genau so für sich wie der Kaiser. Kurfürst Johann von Sachsen sorgt weniger in die Ferne. Er schlägt sich mehr mit den Sorgen, die der einzelne Tag bringt, herum.

Am Horizont tauchen die Türme und Zinnen einer Burg auf. Das Land, das man durchfährt, ist lieblich und vielgestaltig, und nach regendurchpeitschten Frühlingstagen hat die Sonne obgesiegt.

„Dort ist die Koburg", wendet sich der Kurfürst an Luther. Luther blickt hinüber. „Mein zweites Patmos", sagt er. „Und noch immer ein gebannter Mann! Ich werde gewiß als ein solcher sterben." Kurfürst Johann vermag nicht zu widersprechen, aber er versucht zu trösten. „Gebannt sein in Gott", sagt er, „wiegt den kaiserlichen Bann auf."

„Kurfürstliche Gnaden, ich wollte wohl auch als gebannter

Mann vor den Kaiser treten, wenn ich nicht besorgen müßte, daß Euer kurfürstliche Gnaden selber dadurch einen noch schwereren Stand hätten, als Ihr ihn jetzt schon habt, aber das muß ich sagen: Wenn ich sehe, daß das Evangelium Schaden leiden will, dann sollen mich keine Türme, Mauern und Gitter halten."

Der Kurfürst lächelt. „Widersprecht Ihr Euch damit nicht selbst? Seid nicht gerade Ihr es, der alle Sorgen für das Evangelium Gott anheim gestellt sehen will?"

„Ja, kurfürstliche Gnaden. Und ich weiß, daß ich damit recht habe. Weil ich aber Gottes Knecht bin, habe ich zu hören, wenn er mich ruft."

„Es ist schwer mit Euch zu rechten, Herr Doktor, und ich bin des auch gar nicht willens. Als ein Patmos aber sollt Ihr die Koburg nicht ansehen. Die Wartburgzeit ist vorüber und kommt nicht wieder."

„Kurfürstliche Gnaden, ich bleibe auch ohne großes Leid auf der Burg zurück, denn ich kenne mich. Magister Philippus geht mit nach Augsburg. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausroden, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der die Bahn brechen und zurichten muß. Magister Philippus fährt säuberlich und still daher, baut und pflanzet, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich."

Der Wagen fuhr den Burgberg hinan, die mächtigen Wälle und Mauern standen da, als wären sie unüberwindbar und für die Ewigkeit gebaut. Der Torbogen hallte wider. Im Burghof aber blühten im Rasen die Veilchen, so daß ihr Duft den ganzen Hof füllte.

Breitbeinig stand Luther neben Melanchthon und sah zu den Türmen empor. „Wahrlich, Philippus, wenn ich es nicht schon geschrieben hätte, dann müßte ich es hier schreiben: ‚Ein feste Burg ist unser Gott!' Es will mir zwar manchmal um euch, die ihr nach Augsburg zieht, bange werden, aber ich will mich so tief in Gott eingraben und euch alle mitnehmen, daß ihr es spüren sollt, und so werde ich aller Bangigkeit Herr werden, aber, Philippus, das bitte ich dich: Frag nicht, ob du mit dem oder jenem Worte den Menschen gefällst, frag nur danach, ob du Gott gefällst. Bist du dessen gewiß, daß du vor Gott recht dastehst, dann, in seinem Namen, laß die Dinge gehen, wie sie gehen mögen."

Und den Kanzler Brück nahm Luther beiseite: „Herr, vergeßt nicht, daß Gott tausend und abertausendmal mächtiger ist als der Kaiser. Philippus wird die Worte finden, des bin ich gewiß. Aber das Wort nehmen, daß müßt Ihr oder ein anderer."

Brück nickte: „Betet nur. Das übrige wollen wir machen."

Johann der Beständige traf schon am 1. Mai in Augsburg ein. Kurz nach ihm kam der Landgraf von Hessen, und am 15. Juni hielt der Kaiser seinen Einzug. Der nächste Tag war der Fronleichnamstag.

Die evangelischen Fürsten saßen zusammen. Der Hesse schlug auf den Tisch. „Er fängt gut an, unser Herr, der Kaiser."

„Um so schlechter, hoffe ich zu Gott, wird das Ende sein", warf Georg von Brandenburg-Ansbach ein.

Johann von Sachsen blieb so ruhig, wie er die ganze Zeit gewesen war. „Unsere Schrift ist fertig, und wir werden in deutschen Landen deutsch reden. An der Messe teilnehmen, wenn dem Kaiser soviel daran liegt, das wollen wir tun, aber wir machen die Zeremonien nicht mit. Im Fronleichnamszug wird

uns, wie wir vereinbart, keiner sehen, und unsere Prediger werden wir hören, wann, wo und sooft wir wollen. Kommt, ihr Herren, wir müssen dem Kaiser Antwort geben."

Karl der Fünfte zuckte zusammen. Es war ihm nicht lächerlich, als er den Brandenburg-Ansbacher vor sich stehen sah. Der keuchte förmlich: „Ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verleugnen, eher wollte ich hier vor Eurer kaiserlichen Majestät niederknien und mir den Kopf abhauen lassen."

Der Kaiser hob die blasse, schmale Hand, und der Schleier, der meist auf seinen Augen lag, sank. „Lever Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab!"

Die Fronten waren klar. Karl der Fünfte wußte, daß es nicht zur Ausrottung der evangelischen Lehre kommen werde, und daß er überhaupt nur etwas erreichte, wenn er die Evangelischen durch Zeitgewinnen langsam mürbe machte. Er grollte, seine Augen waren, wenn er sie einmal hob, wie kalter, bluthungriger Stahl. Nach außen hin aber gab er sich keine Blöße. Der ihn am tiefsten durchschaute war keiner der Fürsten, auch der Hesse nicht, sondern das war Kurfürst Johanns Kanzler Brück. Er war es auch, der seinen Kurfürsten dazu bewog, darauf zu bestehen, daß die Verlesung der von den Reformatoren aufgesetzten Schrift unbedingt in deutscher Sprache erfolge, und Spalatin stärkte ihm den Rücken.

Der aber mit seiner Kraft beiden zur Seite stand, das war Luther. Ihm hatte Brück seine Sorgen mitgeteilt, und Luther hatte über den Brief den Kopf geschüttelt. Was reden sie doch immer von Menschenmacht und -list! Sehen sie denn nicht, daß Gott dasteht? Er trat an das Fenster seines Gemaches, öffnete es und sah in das Land hinaus. Es war eine der Sommernächte, in denen Himmel und Erde ein einziges Halleluja sind. Stern

stand neben Stern, da geordnet zu einem Bilde, dort verstreut, drüben wie aus weißen Nebeln aufleuchtend. Ein Gewölbe von unerhörter Pracht und Majestät, gegen das auch das schönste, festeste und größte Bauwerk der Erde nichts war. Jeder irdische Bau mußte untermauert sein, Pfeiler mußten die Gewölbe tragen. Den Sternenhimmel aber trug kein Pfeiler, und das Himmelsgewölbe war auf keinem Grunde verankert. Luther breitete die Arme aus. „Herr Gott im Himmel, ich will noch mehr beten, will dich noch lauter loben, mich noch tiefer in dich versenken, aber zuvor will ich die Lehre, die du mir eben gegeben hast, den Bangenden in Augsburg weitergeben, daß auch sie so fröhlich und gewiß werden, wie ich es bin."

Er schrieb an Brück von den Pfeilern, auf denen der Himmel ruhe, die niemand sehe, und die doch da seien. Und der das Gewölbe der Welt gegründet und in seinen Händen halte, der solle auf der Erde dann versagen, wenn es sich um sein Evangelium handle? Kleinmut sei ein Wort, mit dem der rechte Glaube nichts anzufangen wisse. Seinen Freunden aber, von denen er ahnte, daß sie mehr oder minder die gleichen Sorgen hatten wie der Kanzler, schrieb er: „Der rechte Helfer und Ratsherr hat uns und unsere Sache so weit gebracht und dahin gesetzt, daß wir für uns keines Reichstags, keines Rats, keines Meisters bedürfen."

„Das ist Doktor Martinus", sagte Spalatin zu Justus Jonas, als er den Brief gelesen. „Ich bin fast versucht zu sagen, es ist gut, daß er nicht hier sein kann."

„Meint Ihr, er würde dem Kaiser die schuldige Ehrfurcht versagen?"

„Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß Martinus Luther nur vor einem Ehrfurcht hat, und das ist Gott. — Erinnert

Ihr Euch an Marburg? Es ging um ein Wort, und hier geht es um das Ganze."

Luther warf sich, nachdem er die Briefe geschrieben, auf die Knie und stürmte Gottes Thron. Es war eine eigene Sprache, in der er mit Gott redete. Die Hände ineinander verkrampft, den Kopf gegen die Wand gedrückt, betete er. „Ich weiß, daß du unser Gott und Vater bist, also bin ich gewiß, daß du die Verfolger deiner Kinder wirst zuschanden machen. Dein ist dieser ganze Handel; wir sind daran gegangen, weil wir mußten. Darum wolleſt du ihn verteidigen."

Die frühe Sommersonne ging auf, als sich der betende Mann erhob. Sein Gesicht war so licht wie der junge Tag draußen. Veit Dietrich, der mit ihm auf der Feste geblieben war, hörte ihn im Zimmer auf und ab gehen und trat ein.

„Ihr seid früh auf, Herr Doktor."

„Wie, wenn ich noch auf wäre?"

„So hättet Ihr gar nicht geschlafen?"

„Nein. Warum sollte ich schlafen? Es ist viel schöner, im Gebet wach zu sein."

„Wer das auch könnte!"

„Warum könnt Ihr es denn nicht? Weil Euch die Müdigkeit übermannt? Laßt Euch Gott übermannen!"

„Ich meine, es ist ein Geheimnis um das rechte Gebet."

„Beten lernt man in Nöten, und jeder hat es nötig. Ein Geheimnis aber ist es nicht. Ihr macht Euch das Beten zu schwer, betet als zu einem fernen Gott, redet in das Blaue hinein und bringt es nicht fertig, auf Euch selber dabei ganz zu vergessen. Merkt doch auf, Veit Dietrich, wenn Euch Gott leicht an der Schulter rührt. Das heißt nichts anderes, als: Ich will mit dir reden. Alsdann steht er Euch leibhaftig zur Seite als ein großer,

gütiger Vater, und Ihr habt nichts weiter nötig, als alles, was Ihr auf dem Herzen habt, zu nehmen und vor ihm auszubreiten: Da hast du den ganzen Plunder. Also geht es mir, so daß ich oft sogar vom Essen aufstehen muß, weil ich spüre, daß Gott meine Schulter anrührt. Ein andermal wieder ist es, als habe Gott keine Zeit für mich. Weil ich ihn aber nötig habe, laufe ich ihm nach um zehn, um hundert Ecken, daß es manchmal scheint, als wäre es ein Wettlauf zwischen mir und ihm, also daß ich keuche und schwer atme, wenn ich ihn endlich habe. Aber er läuft mir niemals davon. Wie sollte er auch, da er ja doch im Grunde auf mich wartet. Habe ich ihn dann, so drehe ich ihn herum, bis ich sein Angesicht sehe und rede so lange auf ihn ein, bis er mir zunickt. Das ist dann wahrlich ein rechtes Gebet, und das Beten ist, wenn man lange genug damit anhält, zuletzt immer fröhlich und macht immer fröhlich."

„Ihr sorgt Euch also, wie ich sehe, nicht um den Reichstag."

„Nein. Warum sollte ich auch sorgen? Mein Herr Käthe sorgt sich, daß die Schweine schön rund und fett werden und die Raupen den Kohl nicht auffressen. Das will ich Sorgen nennen und lasse es gelten, wiewohl auch das nicht meine Art ist. Mehr der Sorgen aber wäre Mißtrauen gegen Gott, der gesagt hat: Alle eure Sorge werfet auf mich. Warum? Er sorgt für uns. Kann ich schon kein Haar auf meinem Kopfe schwarz oder weiß machen, wie sollte ich mir wohl einbilden, daß ich Großes tun könnte. Dazu ist Gott da, und er wird es wohl tun. Ein anderes aber ist es, wenn ich für die Herren bitte, die unsere Sache in Augsburg führen. Vielleicht haben sie keine Zeit, selber so reichlich zu beten, wie es sein muß, vielleicht sehen sie auch die Fallstricke des Teufels nicht. Das Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist, und die Fürbitte ist für keinen Menschen entbehrlich, wie

sich denn Gott sicher darüber freut, wenn einer für den anderen bittet und schon um deswillen gnädig und barmherzig ist. — Was ist das für ein Gekrächze draußen?"

Luther riß das Fenster auf. Baumkrone griff in Baumkrone, so daß die Stämme nicht zu sehen waren, Morgenrauch stieg aus den Essen der Häuser in der Stadt, in grünen Wellen wogte weiter draußen das Korn, und die Blumen blühten. Unterhalb der Burg aber, in die Bäume einfallend und sich wieder aus ihnen emporschnellend, eine unendliche Rabenschar. Raben in solchen Scharen, daß sie zuweilen fast die Sonne verdunkelten. Sie stießen aufeinander zu und flohen voreinander, wirbelten in Haufen und flogen einzeln, krächzten, schwatzten, schienen zu verhandeln und sich nicht einigen zu können. Das Geschrei und Gekrächze flaute ab und ward stärker. In der Stadt drunten läuteten die Morgenglocken, aber nur dann und wann drang ein verlorener Ton herauf zur Burg, weil die Raben das Geläut überschrieen.

„Seht", sagte Luther, „das ist unser Reichstag. So halten die Raben vor unseren Fenstern ihren Reichstag ab, schwarz, hassend, durcheinander fahrend, und ist, wie es scheint, kein Kurfürst Johann, kein Philipp von Hessen, kein Kanzler Brück dabei, der ihnen zur Vernunft redete. — Wann habe ich die Raben schon einmal in ähnlicher Schar gesehen? Ach, ich weiß es. Damals, als ich mein erstes Patmos verließ, war es. So sind sie mir alte Bekannte, wie ja auch der Teufel ein alter Bekannter von mir ist. — Veit Dietrich, wollt Ihr dafür Sorge tragen, daß die beiden Briefe, die ich gestern abend schrieb, recht bald ihren Weg nach Augsburg nehmen?"

Inzwischen kam der schicksalsschwere 25. Juni. Die Kapellenstube des bischöflichen Palastes füllte sich. Verschlossen, schweigend, die Augen verschleiert, saß der Kaiser da. Aufrecht standen

die evangelischen Fürsten, aufrecht die Kanzler und Reformatoren. Nur Melanchthon suchte sich noch kleiner zu machen, als er schon war, und sich hinter dem Rücken Spalatins zu verbergen. Aller Herzen gingen schwer. Melanchthon aber schlug das Herz bis zum Halse. Er hatte weniger Angst vor dem Kaiser, als Furcht davor, daß Luther nicht mit dem, was kommen werde, einverstanden sei. Die Minuten tropften langsam. Ehrerbietig, aber nicht in weichlicher Demut, standen die sächsischen Kanzler Doktor Brück und Doktor Bayer vor dem Kaiser, jeder ein Schriftstück in der Hand, ersterer in lateinischer, der letztere den gleichen Text in deutscher Sprache. Draußen rollten die Wagen durch die Straßen, knallten die Fuhrknechte mit den Peitschen, kauften und verkauften die Händler, und der Schicksalshammer holte aus zum Schlage. Wann befiehlt der Kaiser die Verlesung des Augsburger Bekenntnisses? In welcher Sprache befiehlt er sie?

„Man fange an."

Der Kaiser legt die wachsbleichen Hände auf die Seitenlehnen des Stuhles.

„In welcher Sprache befehlen Ew. Majestät die Verlesung? Lateinisch oder deutsch?"

Ein rascher Blick des Kaisers in die Runde. Der Text ist der gleiche, aber die Wucht des Bekenntnisses wird herabgemindert, sobald auch nur ein Wort nicht genau verstanden, ein Zweifel am Ausdruck ausgelöst wird. Kurfürst Johann von Sachsen tritt einen Schritt vor.

„Majestät, wir sind auf deutschem Boden, und auf deutscher Erde soll man deutsch reden."

Ein Lächeln spielt um des Kaisers Lippen. Ist es verächtlich, ist es wohlwollend? Er nickt. Doktor Brück tritt zurück, Doktor

Bayer beginnt mit lauter Stimme zu lesen. Sie sitzen und stehen in dichtem Gedränge, hier die Katholischen, dort die Protestanten. Herzog Wilhelm von Bayern wendet sich leise an den Bischof von Augsburg: „Was sagt Ihr dazu?“ Der zuckt die Schultern. „Was bis jetzt vorgelesen ward, ist reine Wahrheit. Wir können es nicht leugnen.“ Der Bayer scharrt erregt mit dem Fuße. Stumm und starr sitzt der Kaiser. Er hat die Hand vor die Augen gelegt. Der Kanzler liest, und seine Stimme schwillt an und schwillt ab. Unbeweglich sitzt Karl der Fünfte. Schläft er? Man weiß es nicht. Es ist schwül, und die Verlesung dauert zwei Stunden. Aber des Kaisers Hand sinkt nicht, wie die eines Schlafenden, herab. Es mag wohl sein, daß ihm kein Wort entgeht.

Doktor Bayer schweigt. Er ist fertig. Es ist still im Raume, nur da und dort eine flüsternde Stimme. Auch des Kaisers Beichtvater flüstert nur, aber des Monarchen scharfes Ohr vernimmt, was er sagt. „Sie haben eine Theologie, die man nur begreift, wenn man viel betet.“ Der Kaiser erhebt sich. Die Stimmen gehen laut durcheinander. Der Bayernherzog nimmt den Augsburger Bischof am Arm. „Und nun?“

„Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“

Da streicht der Bayer erregt den Schnauzbart zur Seite. „So höre ich nun wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir Päpstlichen daneben.“ Rücksichtslos, ob er auch da und dort anstößt, schreitet er hinaus.

Spalatin aber legt Melanchthon die Hand schwer auf die Schulter. „An diesem Tage ist der allergrößten Werke eines geschehen, die je auf Erden geschehen sind.“

Melanchthon vermag nichts zu sagen. Er hat Tränen in den Augen. Der Anfang ist gemacht, aber es ist eben nur ein An-

fang. Und wie denkt der Kaiser, und was wird er tun, und was denkt Luther, und was wird er sagen? Aus einem Stein ist mehr zu lesen, als aus des Kaisers Gesicht zu lesen war. Ob man nicht doch den Römischen mehr Zugeständnisse machen muß, damit es zu einer Einigung kommt; denn daß man auf päpstlicher Seite eine Einigung ebenso will, wie Melanchthon sie auf evangelischer Seite erstrebt, das setzt der ehrliche, weiche Mann voraus. Was soll er tun? Es bleibt nichts übrig, als erneut Boten zu Luther nach der Feste Koburg zu jagen.

Dabei hat Melanchthon zunächst gar keinen Grund zu der Befürchtung, daß Luther nicht mit ihm einverstanden sei. Die Bekenntnisschrift ist längst in dessen Händen und von ihm nicht nur gebilligt, sondern freudig begrüßt worden. Bevor sie dem Kaiser vorgelesen ward, hatte Luther ja und amen dazu gesagt. Ein Bote hatte sie ihm gebracht, Luther hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen. Den Kopf in beide Hände gestützt, saß er, las, löste die Rechte von der Stirn und legte sie geballt auf den Tisch, löst die Linke und tat ebenso, hob sich halb im Stuhle, atmete hastig, sagte: „Ja!“ und wieder: „Ja!“, dachte nicht an Gott und nicht an Menschen, nicht an Vergangenheit und Zukunft, ging ganz und gar auf in dem Meisterwerk seines lieben Philippus. Er war fertig, legte die Hände ineinander, sah zur braun getäfelten Decke empor: „Philippus!“, ward inne, daß er etwas, daß er das Wichtigste, vergessen, blieb sitzen wo er saß, die Hände breit auf die Schrift gelegt, und sang aus vollem Halse: Ein feste Burg ist unser Gott! Seinem Philippus aber schrieb er über die Schrift: „Sie gefällt mir sehr wohl, und ich weiß daran nichts zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe!“

So voller Glück war der frohe Mann, daß er Weib und Kind mit hinein in das Glück nehmen mußte. Frau Käthe erhielt einen freudigen Brief, und seinem Hänschen schrieb er mit der Weisung, es ihm vorzulesen, von dem himmlischen Garten, an dem der Vater vorüber gekommen, und in dem die Kinder so frohe Spiele gespielt.

Was sollte nach dem hellen und klaren, nach allen Richtungen erschöpfenden und unanfechtbaren Bekenntnis noch groß in Augsburg geschehen? Eigentlich war doch der Reichstag erledigt.

Wenige Tage danach saß Luther abermals an seinem Platze im getäfelten Zimmer mit der niedrigen Decke. Wieder stützte er den Kopf in die Hand, aber es lebte kein Siegesjubel in ihm. Zwei Briefe lagen vor ihm und ein Bildchen. Frau Käthe hatte die kleine Magdalene zeichnen lassen. Langsam strichen Luthers Finger liebkosend über das Bild. „Wohl, du liebes Magdalenchen, du bist mir eine große Herzensfreude. Der Vater in Mansfeld aber ist — tot."

Luthers Auge ging über das Bild weg und haftete an einem Astfleck in der Täfelung. Der Vater tot! Er hat es sich nicht nur redlich sauer werden lassen, er hat auch Erfolg gehabt, ist alt geworden, ist im Frieden mit seinem Sohne heimgegangen, ist sogar stolz auf ihn gewesen, aber — es war einmal anders. Der Gott Genüge tun wollte und mußte, hatte seinem Vater bitter weh getan. Wie sehr, das ward ihm erst ganz in dieser schweren Stunde bewußt. Er stöhnte auf: „Ich habe nicht anders gekonnt!" Ja, du hast nicht anders gekonnt, du Mann, der, wie so leicht keiner vor oder nach dir, so ganz in seinem Gott lebt, aber du ahnst erst jetzt, was Vatersorgen um ein Kind bedeuten, nun du selber Vater bist, und es geht auch dir nicht anders, wie es allen Menschen geht: Wenn sich der liebste

Mund für immer geschlossen, hörte man so gern noch einmal das: „Ich vergab dir längst.“ Es hilft in dieser leidvollen Stunde nichts, daß du dich allezeit als Beauftragter Gottes fühltest, und, stündest du noch einmal am Anfang des Weges, den du gegangen, ihn genau so wieder gehen müßtest. Heute fragst du dich, ob du nichts unterlassen hast, dich vor dem Vater zu rechtfertigen und ihn zu versöhnen. Dein Herz läßt die Frage offen, deine Hand aber schlägt den Psalter, der neben dir liegt, auf. So ist es recht, jawohl, das ist das Wort, das du brauchst: Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. Und dann der Psalm, den du so gern hast: Gott ist unsre Zuversicht und Stärke. Nachher: Herrgott, du bist unsre Zuflucht für und für. Endlich: Lobe den Herrn, meine Seele!

Luther ist wieder oben. Es war ein steiler Weg, und er ist ihn rasch gegangen. Von der Höhe aus aber ist die Sicht weit, und die Augen sehen dankbar Gnade, Vergebung, Frieden. Ein Trostbrief an die Mutter und dann den Blick wieder gen Augsburg.

Es steht ein Wetter im Süden. Finstere Wolkengebirge sind über dem Lande aufgestiegen, tückisch fährt der Wind einher, dumpf grollt der Donner. Angst beklemmt Luthers Brust, wie er sie etwa in seinen Kämpfen mit dem Teufel auf der Wartburg empfand. Er drückt die Faust auf das rasch schlagende Herz. Wo bist du, Satan, von welcher Seite willst du mich angehen? Tritt endlich hervor aus dem Ungewissen! Sobald ich dich packen kann, hat es keine Not. Dann werde ich mit dir fertig.

In dieser Stunde hat Melanchthon in Augsburg die erste Unterredung mit Campeggi, einem der päpstlichen Gesandten. Es ist eine Unterredung in höflichsten Formen. Der Papst wolle den Frieden, er werde aus seinem gütigen, großen Herzen heraus

gern zur Vergebung und Milde bereit sein. Wenn es aber nicht zu dem so sehnlichst gewünschten Frieden kommen sollte, dann, ja, dann liege die Schuld einzig und allein auf der Seite derer, die sich um Luther scharten. Melanchthon zitterte. Was man denn auf katholischer Seite verlange? Je nun, darüber wolle man gelegentlich des Näheren reden. —

Und nun hatte der Kaiser die Bekenntnisschrift in der Hand. Er hatte die lateinische entgegengenommen, nicht die deutsche. Die Schriften aber waren beide, außer von den Reformatoren, von fünf deutschen Reichsfürsten, voran dem Kurfürsten Johann von Sachsen, gezeichnet. Das war geschehen, obwohl der Kaiser von Anfang an erklärt hatte, daß das Wormser Edikt zu gelten habe. Die Schrift war ein Widerspruch gegen das Edikt, damit ein Ungehorsam gegen den Kaiser und, wenn man weiter gehen wollte, eine Absage an ihn. Das war bitter ernst und schuf eine Sachlage, die überlegt sein wollte. Fünf evangelische deutsche Fürsten und zwei Reichsstädte gegen ihren Kaiser! Stärker noch als sonst schob sich Karls des Fünften Kinn vor, lebhafter als sonst zuckten seine Hände, aber zornig wies er Campeggi, der ihm riet, mit der Inquisition in Deutschland vorzugehen, zurück. Inquisition! Ja, wenn es sein kann, morgen schon, aber, du römischer Narr, weißt du wohl, was der Widerstand fünf deutscher Fürsten und hunderter deutscher Städte bedeutet? Ein Blitzen in des Kaisers Augen. Vorerst Zeit lassen. Zeit heilt, aber Zeit verwundet auch. Zeit führt zusammen, und Zeit reißt auseinander. Zeit lassen und die Stunde abpassen. Sie ist da, sobald im evangelischen Lager Uneinigkeit ausbricht. Und das sollte nicht zu erreichen sein? Es ist zu erreichen, und es wird kommen, denn — es sind Deutsche, die heute zusammenstehen.

Zeit lassen! Mögen die päpstlichen Legaten vorerst eine Gegen-

schrift abfassen. Sie hat keinen Zweck; denn wenn ein Brandenburg-Ansbach erklärt, er wolle sich lieber den Kopf abhauen lassen, als etwas gegen das Evangelium zu tun oder zu dulden, so ist ihm das nicht nur selber heiliger Ernst, sondern er spricht im Namen der anderen, die ebenso denken wie er. Die Gegenschrift ist unflätig. Sie könnte dem Kaiser gar nicht willkommener sein, als sie es ist. Die Gelegenheit zu einer schönen Geste läßt sich ein Karl der Fünfte nicht entgehen. Er zerreißt die Schrift vor den Augen ihrer Verfasser und im Angesicht der Deutschen. Ist Karl nicht ein gerechter Fürst? Er täuscht sie alle, Protestanten und Katholiken. Melanchthon bittet ihm im Herzen allerlei ab, Doktor Eck schlägt erschrocken die Augen nieder, und nur dem klugen Campeggi spielt der Schein eines Lächelns um die Mundwinkel. Du hast deine Sache gut gemacht, Kaiser Karl, und ich will sehen, daß ich sie nicht schlechter mache.

Er tritt unauffällig an Melanchthon heran. „Wenn es Euch recht wäre, Herr Magister, könnten wir heute weiter reden über den Weg, auf dem wir zum Frieden zu kommen vermöchten."

Melanchthon würde sich gern mit dem Italiener zusammensetzen. Es quält ihn eine unbändige Angst. Der Kaiser denkt nicht daran, das Augsburger Bekenntnis anzuerkennen. Er hat die Abfassung einer neuen Entgegnung befohlen. Lieber Gott, was wird alles noch kommen! Der Magister also wäre von sich aus gern bereit, weiter mit Campeggi zu verhandeln. Ließe man nach seiner Meinung den Evangelischen zweierlei, das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe, dann wäre eine Einigung möglich, aber nicht er, nicht die Fürsten, nicht die anderen Reformatoren, Luther ist maßgebend. Und der hat dem Freunde auf dessen sorgenvolle Briefe geschrieben: „Ich hasse von Herzen die großen Sorgen, von denen du verzehrt wirst. Daß

sie dein Herz so beherrschen, daran ist nicht die Größe der Gefahr, sondern die Größe unseres Unglaubens schuld. Was kann der Teufel mehr tun, denn daß er uns erwürge?"

Das ist richtig, mehr kann der Teufel nicht tun, aber muß es denn zu Krieg und Blutvergießen kommen? Martinus Luther ist stark, hundertmal stärker als er, Philippus Melanchthon, aber hat nicht auch er schwer unter dem Bauernkrieg gelitten? Leidet er nicht zuweilen heute noch darunter? Melanchthon würde nicht nur darunter leiden, er würde zerbrechen. Was hilft es, Luther befiehlt: Nicht nachgeben! „Wenn dann", schreibt er, „nicht geschieht, was wir wollen, dann wird geschehen, was besser ist."

Melanchthon zieht die Schultern ein. „Ich wollte wohl gern weiter verhandeln, aber ..."

Des Römers Gesicht hat in dem Augenblicke Ähnlichkeit mit dem des Kaisers. Er haßt, versucht den Haß zu verbergen und bringt es doch nicht ganz fertig. „Sagt Eurem Herrn und Meister, dem gebannten und geächteten Luther, daß ..."

Da reckt sich Melanchthon. „Nichts werde ich ihm sagen, Herr Campeggi. Alle Dinge stehen zuletzt in Gottes Hand. Ist unser Werk von Menschen, dann wird es untergehen, ist es aber von Gott, dann kann weder Kaiser noch Papst es dämpfen. Und es ist von Gott!"

„Ei, Herr Magister", Campeggi lächelt, „ich kenne Euch ja gar nicht wieder. Gut. Die Probe aufs Exempel wird etliche Jahrhunderte dauern, aber wie Ihr wollt."

Die Verhandlungen gehen hin und her, Woche um Woche. Luthers Vollbart, den er sich auf der Feste Koburg wachsen läßt wie einst auf der Wartburg, wird immer länger. Grimmig scherzt er Veit Dietrich gegenüber: „Ich rechne, daß mir der Bart noch bis zum Gürtel wächst, bevor sie in Augsburg zu

Ende kommen." Es ist ihm gar nicht nach Scherzen zumute. Angst hat er nicht, Sorge um das Evangelium selber macht er sich erst recht nicht, aber zornig ist er. Veit Dietrich hört ihn in seinem Gemach oft stundenlang auf und ab gehen, hört ihn stundenlang mit Gott reden, sieht ihn im Burghofe auf und ab schreiten, sieht ihn, versunken in tiefes Sinnen, an der Wehrmauer lehnen und in das Land hinaus sehen. Eines Tages aber stürmt er von seinem Ausguck über den Hof die Treppe hinauf, nimmt die Feder, schreibt: „Ich spreche euch im Namen des Herrn los von diesem Reichstag. Immer heim, immer heim!"

Sie kommen nicht. Einer jedoch, dem es geht wie Luther, reitet am 6. August, ohne von dem Kaiser Abschied genommen zu haben, aus Augsburg fort. Philipp von Hessen hat das falsche Spiel satt. Kaiser Karl zürnt, aber es ist jetzt nicht die Zeit, es auf das Letzte ankommen zu lassen. Er begnügt sich scheinbar mit der von Kurfürst Johann in aller Form vorgebrachten Entschuldigung des Landgrafen, daß seine Frau krank sei. Gut, der Kaiser hat sich nach außen hin nichts vergeben, aber er vergißt nicht, sondern wartet seine Zeit ab. Und sie wird kommen; denn — es sind Deutsche, die er gegen sich hat.

In heißem Zorn ist der Hesse heimgekehrt, in heißem Zorn schreibt er an Luther und beschwert sich über Melanchthon. Wäre Luther noch der Mann, der nach Worms reiste oder der unter die aufrührerischen Bauern stürmte, er fragte nach nichts, sondern führe nach Augsburg. Er ist aber der Mann nicht mehr. Wohl droht er damit, daß, wenn sie versuchen sollten, „den Adler in einen Sack zu stecken", er kommen und den Adler herrlich befreien werde, aber — er bleibt. Das tut er, daß er den Fürsten und Freunden erklärt, ihn und den Papst unter einen Hut bringen zu wollen, sei ein müßig Unterfangen, der Papst werde kaum

Lust dazu haben, und er, Luther, bedanke sich von vornherein dafür. Im Gebet reißt er seine Getreuen von Augsburg los.

Ihrem Abgang geht ein feierlicher, schriftlicher Protest gegen des Kaisers Entscheidung, daß ihr Bekenntnis widerlegt sei und sie sich darum zu unterwerfen hätten, voraus. Dann reiten und fahren sie gegen Norden, und eines Abends, noch ehe in Augsburg das letzte Wort gesprochen wird, verkündet der Turmwächter auf der Koburg ihr Nahen. Luther ist erlöst. — Endlich! Melanchthon hat vor den anderen einen zornigen Empfang gefürchtet. Sie treffen einen bärtigen Mann, der lacht, Hand um Hand schüttelt und nur immer wieder dankbar bekennt: „Es ist gut, daß ihr da seid. Nun ist alles gut!"

Melanchthon sucht Luther noch am selben Abend in seinem Zimmer auf. Demütig, ängstlich bittet er um sein Urteil. Luther sieht ihn an. „Philippus, du hast mich das Beten, das ich wahrlich bereits zu können glaubte, nun erst richtig gelehrt. Ich — danke dir."

Was soll der kleine Magister dazu sagen? Er hat Tränen in den Augen und geht bedrückt hinaus. Luther läuft ihm nach und nimmt ihn in die Arme. „Das hatte ich dir noch zu sagen, und nun laß uns fröhlich sein."—

Anfang Oktober geht ein bärtiger Mann breitbeinig durch den hallenden Gang des schwarzen Klosters in Wittenberg. Muhme Lene guckt aus der einen Tür, Frau Käthe aus der anderen. Auf die geht der Mann zu, nimmt sie in den Arm, küßt sie, lacht laut auf, als sie sich zur Wehr setzt, und das ganze Haus hallt wider von dem jubelnden „Martinus!", mit dem sich die Doktorin ihrem Manne nun an den Hals wirft.

Sie sitzen sich am Abend, wie so oft vorher, in der Fensternische gegenüber. Der Hausherr läßt sich erzählen, wie es in der lan-

gen Zeit seiner Abwesenheit daheim gewesen ist. Es ist alles gut gegangen.

„Was machen der Blinde und seine Frau?“ fragt er.

Käthe Luther sieht ihren Mann ernst an. „Sie weiß, was geschehen ist, aber sie trägt es noch nicht in Gottes Namen. Ich fürchte, sie wird krank, wenn sie es nicht schon ist.“

„Und der Mann?“

„Es ist nichts rührender, als wenn ein blinder Mann weint.“

„Er weint?“

„Ja, er weint viel.“

„Helf Gott, dann will ich sie beide trösten, und Gott gebe, daß ich die rechten Worte finde.“

„Martinus, es war schwer auf der Feste?“

Luther nimmt beide Hände seines Weibes. „Ja, Käthe, es war schwer.“

Frau Käthe streichelt seine Rechte. „Immer mußt du vor anderen die Last tragen. Wenn sie doch erwägen wollten, daß du auch nur ein Mensch bist!“

Da läßt Luther den Kopf sinken. Er antwortet nicht.

„Du hast dich nach uns gesehnt?“ fragt Frau Käthe.

Der Mann hebt den Kopf. „Gott weiß, wie sehr!“ Seine Augen beginnen zu leuchten. „Käthe, du hast recht in allem. Tausendmal hast du recht, aber — und wenn ich brennen müßte, und wenn ich euch alle lassen müßte — Gott erspare es mir —, so müßte ich doch bis zum letzten Schlage meines Herzens für das Evangelium zeugen. Gott hat mir Schweres auferlegt, aber er hat mir noch viel Herrlicheres gegeben.“

VI.

Es geht auf und ab. Luther ist fröhlich, freut sich seines Hausstandes, sieht schmunzelnd zu, wie Frau Käthe den Besitz zu mehren trachtet und macht ihr doch oft einen Strich durch die Rechnung, sieht Freunde kommen und gehen, weint der Mutter nach, die ein Jahr nach dem Vater stirbt, jubelt über die Standhaftigkeit der Getreuen von Augsburg und spürt doch, daß er ein körperlich gebrochener Mann ist.

Er liebt Haus, Garten, überhaupt die Enge, mehr als sonst, es ist ihm eine Freude, selber zu graben und zu hacken, und der blühende Baum wie der saftige Kohl werden ihm zu Gnadenerweisen Gottes.

Maria Siebert trifft kurz nach seiner Rückkehr von der Feste Koburg mit ihm im Garten zusammen und will still vorüber gehen.

Lieber Gott, was hat das Herzeleid in wenigen Jahren aus der Frau gemacht! Sie geht wie ein altes Mütterlein, ihr Gesicht ist verfallen, man sieht es den Augen an, daß sie viel weinen.

Luther tritt ihr in den Weg.

„Meine Frau lobt Euch als gut und fleißig, und die Kinder hängen an Euch. Ich sehe aber, daß Ihr so traurig seid, als wäre Euch ein Liebes gestorben."

Die Frau weint. „Gestorben? Nein, Herr, gestorben ist mir niemand. Die Heimat starb mir. Das ist alles."

„Und darum wäret Ihr so traurig?"

„Herr, ich weiß, wie und warum mir die Heimat starb."

„So hat Euch Gott also die Vergangenheit wieder aufgetan, nachdem sie so lange für Euch verschlossen war. Was soll man nun dazu sagen? Hat er es getan, so wußte er, warum er es tat. Kann es denn nun seine Absicht gewesen sein, daß es zu Eurem Bösen wäre? Das werdet Ihr doch wohl von Gott nicht annehmen. Soll ich nun sagen, es wäre besser gewesen, Ihr wäret in Eurer Schwäche geblieben?"

„Ach, Herr, ich weiß ja, daß ich undankbar bin."

„Undankbar ist nur, wer das Danken aus Bosheit unterläßt. Ihr habt es vergessen, weil Ihr zu schwach waret, zu sehen, wofür Ihr Gott immer noch zu danken habt."

„Ich bete alle Tage, daß Gott sich meiner erbarme und mich hinweg nehme."

„Das sagt Ihr und seid doch, wenn ich recht schätze, nicht älter als dreißig Jahre? Was sollte ich dann wohl sagen?"

Maria Siebert sah ihn mit großen Augen an. „Ihr? Wie könnt Ihr mich neben Euch nennen? Wer bin ich?"

„Wer Ihr seid? Ein Mensch wie ich, und wessen Seele vor Gott mehr gilt, die Eure oder die meine, das würde ich nicht zu entscheiden wagen. Mir ist anvertraut, mich um des Evangeliums willen herumzuschlagen, also daß mir der Sturmwind dauernd um die Ohren heult, — ich tue es als Gottes Willen — Euch, die Erde zu graben, zu säen, zu pflanzen, zu jäten, und Ihr tut es auch als Gottes Willen. Wo ist da ein Unterschied? Ich weiß aber dennoch einen Unterschied, und den will ich Euch jetzt in das Gesicht hinein sagen. Ich kann beten, Ihr könnt es nicht."

„Ach, guter Herr, ich könnte nicht beten?"

„Ihr glaubt zu beten und glaubt es in ehrlichem Sinn recht zu machen, werdet aber das Beten erst dann richtig gelernt ha-

ben, wenn Ihr immer mit einem Dank anfangt. Man muß danken auch für das Herzeleid und die Not; denn auch damit will Gott etwas, und gerade dasjenige, das für uns das Größte und Beste ist, das Sehnen nach dem letzten Einssein mit ihm. Ich bin wahrlich keiner, der die Erde und ihre Gaben nicht als aus Gottes Vaterhänden kommend ansähe. Was bleibt denn allen von Menschen Geborenen übrig, als fröhlich und dankbar zu sein? Die Jahre vergehen schnell. Ich wüßte nicht, wie ich vor Gott bestehen sollte, wäre ich nicht rechtschaffen dankbar gewesen. Habt Ihr mit dem Danken angefangen, dann nehmt getrost alles, was Ihr sonst auf dem Herzen habt, und werft es vor Gottes Füße. Fällt es dann auseinander wie ein Haufen alter Flicken, der Euch zu nichts mehr nütze schien, dann werden Eure Augen dies und jenes sehen, das Ihr mit unter die Flicken warft und nun um alles auf einmal nicht mehr darunter haben möchtet; denn das eine ist von Silber, das andere gar von Gold. Silber ist es, daß Ihr der Trost eines Mannes seid, dem das Gesicht für alle irdische Schönheit genommen ward. Was meint Ihr, wie schön und wie jung Euch nun aber Euer Mann noch immer sieht. Und wenn Ihr ein altes Mütterlein seid, er wird Euch in seinem Herzen sehen als das junge Weib, das er in seinen Nöten über Meister Bertrams Schwelle trug, wenn — Ihr es ihm nicht unmöglich macht. Gold aber ist es, daß der kleine Martinus ein Schüler ist, an dem alle Magister, wie ich weiß, ihre helle Freude haben, bis auf das, daß der Junge das Lachen verlernt. Und daran darf seine Mutter nicht schuld sein. Gott hat Euch Schweres auferlegt, und er hat mit Euch mir Schweres auferlegt. Wollt Ihr also auch mir ein bißchen Gutes tun, wie ich mir wohl denken könnte, dann helft mir vor Gott mit Eurem Gebet."

„Herr", bat Maria Siebert demütig, „macht es mir doch nicht zu schwer!"

„Ich will es Euch leicht machen, nicht schwer. Seht den Menschen in mir, der nicht nur einmal schon irrte, und der Gott alle Tage bittet, ihn vor weiterem Irrtum zu bewahren, weil er weiß, wie groß die Gefahr für ihn um der raschen, zufahrenden Art willen ist, die er nun einmal an sich hat. Also fangt in Gottes Namen mit dem Danken an. Bringt Ihr es fertig, dann habt Ihr gewonnen."

Acht Tage darauf fragte Frau Käthe ihren Mann, ob er mit Maria Siebert geredet habe. Ja, das habe er getan, bekannte Luther. Was er ihr denn gesagt habe? O, nichts weiter als, sie solle es einmal mit dem Danken versuchen, und er wisse, daß sie dann weder Zeit noch Lust zum Klagen haben werde.

Da sah ihm Frau Käthe tief in die Augen. „Das also ist dein Geheimnis, um das ich bis jetzt nicht wußte."

„Ein Geheimnis? Ich habe kein Geheimnis."

„Nun nicht mehr; denn nun weiß ich endlich, woher deine Kraft kommt."

„Aus Gott, nirgends anders her, und das wußtest du."

„Ich wußte aber nicht, daß du auf dem Wege zu ihm zuerst immer auf Rosen schreitest."

„Müssen wir das nicht alle? Wie wollen wir denn zuletzt über die Steine kommen? Golgatha ist ein steiniger Hügel gewesen und ist es noch, aber um das Kreuz her blühen, wenn man erst einmal daran ist, doch wieder lauter Rosen. — Warum fragtest du übrigens nach Maria Siebert?"

„Weil sie wieder singt, weil die Kinder wieder an ihr hängen, und weil ihr Mann wieder mit Wolf zu scherzen vermag."

Da legte Luther die Hände ineinander.

„Nach acht Tagen? Herr, ich bin wahrlich zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir tust!“

*

Es war im Sommer 1532. Hänschen Luther war nun schon sechs Jahre, Magdalenchen drei. Am 9. November 1531 war Martin geboren worden. Er lag im Körbchen unter dem schattenspendenden großen Birnbaum im Hofe. Hans und Magdalene spielten im Sande, und Martin Siebert, der Zehnjährige, war ihr Hüter und Spielgenoß. Luther setzte sich auf die Bank unter dem Baume und sah den Kindern zu. Da warf Magdalene die kleine Schaufel, die sie in der Hand hatte, fort, lief zum Vater, schmiegte sich ihm an die Knie und sah zu ihm hinauf. Er streichelte ihr den Blondkopf. „Was willst du?“

„Beim Vater sein.“

„Nichts weiter?“

„Nein.“

„Und was willst du nun beim Vater?“

„Gar nichts. Bei ihm sein.“

„Kind, das ist eine rechte und schöne Lehre, die du mir da gibst. Beim Vater sein! Komm her!“ Luther hob das Kind auf seinen Schoß.

„Jetzt sollst du mir etwas erzählen“, sagte er.

„Was soll ich dir denn erzählen?“

„Etwas recht Schönes.“

„Daß Muhme Lene süßen Kuchen bäckt?“

„So, die bäckt süßen Kuchen. Ist der für dich?“

„Für mich und dich und Mutter und Muhme Lene und Hänschen und Martin und ...“

„Also für alle Leute?“

„Ja, für alle Leute."

„Wenn aber der Kuchen dann nicht reicht?"

„Dann bäckt Muhme Lene wieder Kuchen."

„Und wenn sie kein Mehl hat?"

„Dann muß sie welches kaufen."

„Sie hat aber kein Geld. Was machen wir dann?"

Der kleine Schelm war einen Augenblick erschrocken, fing aber auf einmal an, lustig zu lachen.

„Dann sage ich es dem lieben Gott."

Luther drückte das Kind an sich und küßte es auf die Stirn. Indes kam auch Hänschen herbeigelaufen. „Ich will auch bei dir sein, Vater, aber du mußt etwas erzählen."

„Sieh da, man stellt also schon seine Bedingungen. Und wenn ich nichts erzähle?"

„Bleibe ich auch da, aber du erzählst etwas."

„Ich glaube, ich werde es tun. — Martinus, komm her. Warum willst du da drüben stehen bleiben? Wenn du auch schon ein Gelehrter bist, so magst du doch gern dabei sein, wenn kleine Kinder etwas von ihrem Vater erzählt haben wollen. Komm!" Luther zog ihn an sich und legte ihm den linken Arm um die Schultern, indes Hänschen an seinen Knien lehnte.

„Es war einmal ein wunderschöner Garten."

„Vater", jubelte Hänschen, „der, von dem du mir geschrieben hast?"

„Nein, das war der allerschönste, noch schöner als der, von dem ich erzählen will, aber der andere war auch schön."

„Vater, ich möchte aber in Hänschens Garten", bettelte Magdalene.

Luther erschrak ein wenig. „Willst du denn nicht bei deinem Herzvater bleiben?"

„Ja, Vater, ich bleibe gern bei dir, aber ich gehe auch gern in den schönen Garten."

„Wie Gott will, Kind, aber nun muß ich von dem anderen Garten erzählen." Und Luther erzählte von einem Garten, in dem alle Blumen, Sträucher und Bäume reden konnten, ließ sie dies und ließ sie jenes erzählen und ließ sie zuletzt alle jubeln: Lobe den Herrn, meine Seele!

Die Kinder kehrten in ihre Spielecke zurück, verweilten aber nicht mehr lange da, sondern schlenderten in den Garten, traten an den Baum, hießen ihn sprechen und sprachen selber, was sie hören wollten, knieten vor der Blume nieder, streichelten sie und baten: „Erzähle, Blümchen!"

Magdalene übernahm die Rolle der Blume und erzählte einen schönen Traum, den sie gehabt. Zuletzt faßten sich die Lutherkinder an den Händen und sangen nach Melodien, die sie sich selber schufen: „Der gute Vater, die liebe Mutter! Lobe den Herrn, lobe den Herrn!"

Martin Siebert ging hinter ihnen her und lächelte.

Maria Siebert hatte das schöne Bild unter dem Birnbaum gesehen, sah nun die Kinder daherziehen und hörte sie, trat still neben ihren Mann, nahm seine beiden Hände und sagte: „Lieber Gott, hab Dank!"

Der Mann streichelte ihr das Haar, war betroffen und fragte: „Maria, bist du grau geworden?"

„Woher willst du das wissen?"

„Dein Haar fühlt sich anders an."

„Nun bin ich dir wohl zu alt?" scherzte sie.

„Nein, aber ..."

„Arno, ich bin jünger, viel jünger als vor sieben Jahren."

„Gott sei Dank!"

„Und du?"

„Ich — werde auch wieder jung und — sehend."

„Sehend? Arno!"

„Ich — fange an, mit dem Herzen zu sehen."

„Ach so. Doktor Luther ist so gut! Ich habe ihn vorhin mit den Kindern zusammen gesehen."

„Ich habe ihn gehört."

„Gehört? War das recht?"

„Ja, es war recht, und ich wollte nichts lieber, als daß ihn zehntausend arme Karsthänse, die Schaden litten, so kennen lernten, wie ich ihn kennen gelernt habe. Dann wäre — das Vergeben leichter."

*

Stürme brausen über die Wittenberger Eiche, und der Wurm nagt an ihr. Noch zwei Kinder werden im schwarzen Kloster geboren, Frau Käthe hat nach wie vor viele Gäste zu bewirten, sie hat nach wie vor einen fröhlichen Mann, aber er ist krank. Salzfluß am Bein, Ohrensausen, so daß Luther kaum noch einen Brief hintereinander weg schreiben, kaum noch drei Zeilen eines Psalmes im Zusammenhang lesen kann, und er hat doch eine unverwüstliche Sicherheit in Gott und seinem Wort. Die Pest kehrt abermals in Wittenberg ein und geht glücklich vorüber. Johann der Beständige ist gestorben; Johann Friedrich, sein Nachfolger, hält gleichfalls beide Hände über Luther. Freunde sterben oder verlieren ihre Frauen, Luther muß Cranach berichten, daß sein Sohn, der begabte Maler, in Bologna gestorben ist. Angriffe kommen aus allen Ecken, der Strom der Rat- und Hilfesuchenden reißt nicht ab. Die evangelischen Fürsten haben als Antwort auf den Reichstag von Augsburg am 22. Dezember 1531 in Schmalkalden einen Bund geschlossen. Ihr Plan, auch die Re-

formierten in den Bund einzubeziehen, ist nicht an Luther, sondern an Zwingli gescheitert. Zwingli aber ist inzwischen bei Kappel gefallen, die Anhänger seiner Lehre sind zum großen Teil zum Protestantismus übergegangen. Drohend steht gegen den schmalkaldischen Bund die katholische Liga.

Luther sieht die aufziehenden Wetterwolken. Der das Schwert immer verneinte und allein auf Gottes und seines Wortes Gewalt baute, bejaht es. „Es ist genug gebetet und genug getan. Soll nun durchaus ein Krieg entstehen, so mag er kommen." Er kommt nicht, aber die Wolken ballen sich immer dichter, und Luther m u ß es, so sehr es gegen seine innerste Art ist, einsehen, daß das Evangelium auch der Menschen Macht nicht entraten kann. Es kostet ihn viel Ringen, viel Beten, viel Grübeln, ist für den alternden Mann eine bittere Erkenntnis. Gott aber will es, Luther beugt sich.

Im Februar 1537 reist er abermals nach Schmalkalden. Frau Käthe läßt ihn nur besorgt ziehen. Ihre Bitten, er möge daheim bleiben, nutzen nichts. Die Reise ist lang, das Wetter schlecht, und Luther ist krank.

Fieberfrost schüttelt ihn, er steigt am 18. Februar noch einmal auf die Kanzel, aber die Schmerzen wollen ihm fast den Leib zerreißen. Das: „Der Herr segne dich und behüte dich", will ihm kaum noch vom Munde; die Hand vermag sich zum Segen kaum noch zu heben. Luther ist der Meinung, daß er zum letzten Male auf der Kanzel gestanden habe.

Melanchthon weint, als er den Freund sich in Schmerzen winden sieht. Luther tröstet ihn: „Philippus, was machst du dir doch für unnütze Sorgen! Können wir es anders nehmen, als Gott es will? Gibt es einen anderen Weg zu ihm, als den durch das Sterben?"

Der Arzt tut, was er vermag. Er quält den Kranken, um ihm zu helfen. Dessen Leib schwillt an, ein Stein hat sich abermals eingeklemmt und weicht nicht.

Am meisten Sorgen macht sich der Kurfürst. Wenn einer den drohenden Krieg abwenden kann, dann ist es Luther. Wenn einer im Notfalle die protestierenden Stände unter ein Banner zu scharen vermag, ist er es. Und was soll ohne ihn aus der evangelischen Kirche, die wohl gebaut, aber noch nicht völlig ausgebaut ist, werden, was aus Wittenberg und seiner Universität? Zu all den Erwägungen kommt das rein menschliche Erbarmen mit dem schwerleidenden Manne.

Der Fürst tritt, von düsteren Sorgen belastet, an Luthers Krankenlager, aber er weiß, daß er ihm nicht mit seinen Sorgen kommen darf und hüllt sie in die eine Frage: „Was wird aus dem Evangelium, wenn Ihr sterbt?“ Jede andere Frage jedoch wäre Luther berechtigter erschienen. Was aus dem Evangelium wird? Steht und fällt das etwa mit den Menschen? Gott wird an seine, Luthers Stelle, mit Leichtigkeit hundert gelehrtere und bessere Leute setzen.

Johann Friedrichs Augen sind feucht. „Um Eure Lieben sorgt Euch nicht. Euer Weib soll mein Weib, Eure Kinder sollen meine Kinder sein.“

Das versteht Luther, dafür ist er von Herzen dankbar, und das erleichtert ihm die bitteren Stunden. Die Krankheit läßt nicht nach. Wohlan, muß es denn gestorben sein, dann, wenn noch möglich, daheim bei Weib und Kind. Auf nach Wittenberg!

Lieber Gott, was ist es für eine beschwerliche Reise! Es liegt nicht soviel Schnee, daß der Schlitten gut, und doch mehr, als daß der Wagen rasch und leicht fahren könnte. Die Wege sind gefroren, der Wagen stößt und schleudert hin und her. Luther

krampft die Hände ineinander. „Wenn doch nur ein Türke vorhanden wäre, der mich schlachtete, dieweil ich doch mit starkem, gesundem Leibe in meinem eigenen Wasser verderben muß.“ Anfälle von Herzschwäche hat Luther in den letzten Jahren nicht nur einmal gehabt, diesmal aber ist das Herz stark und setzt keinen Schlag aus.

Immer höher führt der Weg hinan. Der Thüringer Wald ist ein Märchenwald. Schwer hängen die Äste der Tannen und Fichten unter der funkelnden Last des Rauhreifs herab. Weiter, weiter! Georg Sturz, der Erfurter Arzt, hält sich meist neben dem Wagen, der hinter dem Luthers dreinfährt, um im Notfalle alles zur Hand zu haben. In dem Wagen schwelt in eisernem Kessel ein kleines Kohlenfeuer, und alle für eine nicht mehr zu vermeidende Operation nötigen Instrumente sind handlich in Taschen verwahrt.

Bugenhagen fragt den Arzt, ob man dem Kranken nicht ein wenig Ruhe gönnen könne. „Weiter!“ befiehlt Sturz. „Dort ist Tambach, für heute unser Ziel. Je eher wir dorthin kommen, um so besser.“

Tambach ist da, Luther steigt mühsam aus dem Wagen. Er blickt in die Runde. „Ihr Herren, ihr Herren, es wird besser! Ich fühle, daß die Schmerzen nachlassen.“ Ein kleines Lächeln spielt ihm um den Mund. „An die Fahrt werde ich mein Lebtag denken.“

Doktor Sturz faßt ihn unter den Arm, um ihn zu leiten.

„Herr Doktor, die Fahrt war gewiß übel, aber durch das Rütteln und Schütteln ist der Stein fortgeschoben worden.“

„So will ich Gott von jetzt ab für jedes Rütteln und Schütteln doppelt dankbar sein. — Sind die Briefe an meine Frau Käthe besorgt worden?“

Spalatin, an den sich Luther wendet, ist verlegen. „Nein. Wir wollten sie nicht unnütz in Angste jagen."

„Unnütz? Aber Ihr habt recht. Dann will ich ihr sogleich von hier aus schreiben, denn ich rechne, daß der Kurfürst dem Landvogt bereits befohlen hat, sie mir entgegen zu schicken, und das ist nun nicht mehr notwendig."

Um ein Haar wäre es doch nötig geworden. Sie waren bis Gotha gelangt. Vom 28. Februar zum 1. März aber kam ein neuer Anfall. Luther schickte alle Freunde hinaus und hielt nur seinen Beichtvater Bugenhagen zurück. Er war der Meinung, diese Nacht werde unbedingt seine letzte sein. So trug er denn dem Freunde Grüße an Weib und Kinder auf, bat ihn, sie zu trösten, ließ sich das heilige Abendmahl geben und bekannte erneut: „Ich weiß, Gott sei gelobt, daß ich recht getan, daß ich das Papsttum gestürmt habe mit Gottes Wort, denn es ist Gottes, Christi und des Evangeliums Lästerung."

Wohl ging es nur langsam wieder aufwärts, aber am vierzehnten März konnte er doch in Wittenberg einziehen.

Die Kräfte des Körpers lassen nach. Der Geist ist zwar noch der alte, unbeugsame, soweit es sich um das evangelische Bekenntnis handelt, aber er toleriert, wo es um menschliche Schwächen geht, und er sieht in der Welt immer mehr des Teufels siegreiches Werk. Sie ist böse, die Leute werden selber zu eitel Teufeln. Wenn Gott ihm gleich dafür, daß er noch vierzig Jahre hier unten lebe, das Paradies anböte, er mietete einen Henker und ließe sich den Kopf abschlagen. Niemand kann ihm etwas Besseres wünschen, als eine selige Sterbestunde. Es bleibt ihm nichts an Leiden erspart. Schwindelanfälle werden zu Schlaganfällen, Rheumatismus und Ischias peinigen ihn, ein Geschwür im Ohr bringt ihn fast um den Verstand. Ruhme

Lene, die treue Hausgefährtin, ist gestorben. Frau Käthes Herzenswunsch, einen eigenen kleinen Besitz auf dem Lande zu haben, ist erfüllt; Luther hat ihr das kleine Gut Zülsdorf gekauft.

Es ist im Herbst 1539. Luther und Melanchthon haben eine schwere Sache zu verhandeln, nachdem sie zuvor kurz mit den anderen Reformatoren gesprochen haben. Es ist Luther nicht wohl bei dem Handel, er würde als gesunder Mann nie auf ihn eingegangen sein; er windet sich und findet endlich einen Ausweg, aber es ist einer, den er trotz allem selber innerlich nicht billigt.

Landgraf Philipp von Hessen lebt in unglücklicher Ehe. Es liegt weniger an seiner Frau, als an ihm selber. So leidenschaftlich und rücksichtslos er sich für die als richtig erkannte lutherische Lehre einsetzt, so leidenschaftlich und rücksichtslos gibt er seiner Sinnlichkeit nach. Er glaubt nun, in Margarete von Saal die Richtige und Einzige gefunden zu haben, und will eine Doppelehe führen. Um den Reformatoren ihre Entscheidung für ihn zu erleichtern, bringt er eine Erklärung bei, nach der seine erste Frau mit der Doppelehe einverstanden ist.

Die anderen Reformatoren haben eine Entscheidung abgelehnt. Entscheiden sie gegen den Landgrafen, so ist zu befürchten, daß man es dahin deutet, sie sähen lieber ein sündiges, als ein, wenn auch unter schwierigen Verhandlungen zustandegekommenes legitimes Verhältnis, entscheiden sie für ihn, heißen sie den Ehebruch gut. Dazu kommt, daß der hitzige Fürst, der bisher der Reformation wahrlich gute Dienste getan hat, ihr zwar nicht untreu werden wird, aber vielleicht einmal tatenlos zusieht, wenn der Blitz aus dem bewölkten Himmel niederzuckt. Luther steckt des Landgrafen Botschaft ein. „Laßt es gut sein, ihr Herren. Philippus und ich werden den Handel allein zu Ende bringen."

Die beiden sind im Grunde einig. Ablehnen! Luther fragt nicht

danach, ob es sich um einen Fürsten handelt oder nicht. Er fragt danach, ob auf sein Nein hin der Fürst mit der Saal brechen wird. Und das tut er nicht. Melanchthon bleibt bei seinem Nein. Wieder windet sich Luther nächtelang im Gebet. Satan gibt ihm ein, die Erzväter haben auch mehr als eine Frau gehabt. Was im Gesetz erlaubt war, kann im Evangelium nicht verboten sein. Melanchthon bejaht halb und halb und gibt nach, als ihm der Freund erklärt, man werde den Landgrafen dazu verpflichten, die Hochzeit ganz in der Stille, ohne jedes Aufsehen, abzuhalten. Philipp von Hessen hat die von Luther und Melanchthon unterschriebene Einwilligung zur Doppelehe in der Hand. Die Klauseln machen ihm kein Kopfzerbrechen, er feiert eine Hochzeit mit allem Pomp.

Es kommt, was kommen mußte. Das Unrecht ist geschehen, Melanchthon bricht darunter zusammen. Luther macht es in tiefer Reue ohne alle Beschönigung mit seinem Gott ab und rennt äußerlich wütend gegen den anonymen Briefschreiber Neobulus, der die Doppelehe allgemein bejaht und sich dabei auf Luther beruft, an.

„Wer diesem Buch und Buben folgt und darauf mehr denn eine Ehefrau nimmt und will, daß er im Recht sein soll, dem gesegne der Teufel das Bad im Abgrund der Hölle."

Was ist damit gewonnen? Melanchthon bringt die Kraft nicht auf, sich zu seinem Fehler zu bekennen und aus Reue und Buße zu der Gewißheit der Vergebung aufzusteigen. Er zieht sich zurück, ist schwermütig, begrüßt eine ihm sich bietende Reise und bricht in Weimar zusammen. Der schwache Körper ist an sich gesund, die ringende Seele aber macht ihn krank und bringt ihn dem Tode nahe. Melanchthon verweigert Speise und Trank, verfällt, weint, stiert vor sich hin. Zum Skelett ist er abgemagert,

als Luther auf des Kurfürsten Bitte nach Weimar kommt. Der starke Mann erschrickt. Was hat der Teufel aus diesem Gefäß Gottes gemacht! Der Teufel? Hieß der Martinus Luther? Und wenn er so hieß, so heißt er nicht mehr so, und wenn Luther, wie David nach seinem Falle, drei Tage und drei Nächte vor Gott auf den Knien liegen soll, Melanchthon darf nicht sterben. Noch einmal steigert der Mann seine Seelenkräfte ins Riesenhafte. Es ist kein bloßes Gebet mehr, mit dem er vor Gott tritt, es ist ein Sturm. „Ich habe es getan, ich bin verantwortlich, mich trifft! Aber gibt es eine Sünde, für die, ehrlich bereut, keine Vergebung da wäre? Ich berufe mich auf niemand, der vielleicht ein noch größerer Sünder genannt werden darf. Meine Sünde bringe ich vor dich, Gott. Ich schleppe das Kreuz der Schuld vor deinen Thron, aber sieh, da steht Christus und winkt mir zu."

Mit Gott ist Luther im reinen. Er hat seine Seele ganz in das Jenseitige hineingegraben. Jetzt gilt es, sie mit der gleichen Kraft in den todkranken Philippus zu graben. Melanchthon darf gar nicht mehr Melanchthon, er muß Luther sein. „Ich befehle dir, daß du ißt, ich befehle dir, daß du lebst! Willst du es nicht, weil du weißt, daß du noch nicht entbehrlich bist, kannst du es nicht, weil du der Vergebung und Gnade gewiß bist, so tue es aus Erbarmen mit mir." Der zerbrochene Melanchthon gehorcht, wie er immer gehorchte. Er ißt, er glaubt, er tröstet seinen Martinus, wird gesund und — ist doch nicht mehr der alte. Von jetzt ab steht eine Wand zwischen ihm und Luther. Er nimmt an allem, was im Lutherhause geschieht, ebenso innigen Anteil wie früher, aber der Freund ist ihm nicht mehr unfehlbar, er sieht an ihm nicht mehr den, an den er sich auch in der schwersten eigenen Not klammern kann. Luther ist schwach gewesen. Das vergibt der Schwache dem Starken nicht.

Frau Käthe sieht schärfer als ihr Mann und tut alles, Philippus über seine Not hinwegzuhelfen. Sie lädt ihn auch zum Weihnachtsfeste ein. Es ist das Jahr 1540. Luther ist stark und schwer beweglich. Er sitzt zuviel. Nun lehnt er im Stuhle und hat wieder einmal die Laute im Arm. Frau Käthe hat eine Überraschung vor. Hans ist vierzehn Jahre, Magdalene elf, Martin neun, Paul sieben, Margarete sechs. Hans ist lang aufgeschossen und hat die Mutter gebeten, im Alltagsgewand kommen zu dürfen. Da er zudem auch nicht recht singen kann, gibt sie nach. Es klingelt draußen auf dem langen Gange. Der Klang des silbernen Glöckleins ist verhallt, Kinderstimmen beginnen ein Lied. Die Tür öffnet sich. Magdalene tritt im Engelsgewand herein, rechts und links die beiden Jüngsten. Sie trägt einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand, die anderen heben die gefalteten Hände zu ihr empor. Magdalene singt, was sie draußen bereits begann: Vom Himmel hoch, da komm ich her. Langsam treten Hans und Martin ein. Der Chor ist vollzählig, aber Magdalene führt, und ihr Gesicht ist blaß. Der Vater sucht auf der Laute den Ton, findet ihn, begleitet den Gesang, beginnt mitzusingen, Frau Käthe fällt ein, Melanchthon folgt. Magdalenes Licht spiegelt sich in den Scheiben wider. Das Lied ist aus, die Kinder schreiten hinaus. Luther legt die Laute beiseite und tritt in die Fensternische. „Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast!"

„Martinus!" ruft Frau Käthe erschrocken. Sie liebt die Zärtlichkeit nicht, wenn ein Dritter, und sei es Melanchthon, dabei ist. Jetzt wirft sie sich ihrem Manne an die Brust. „Ist es denn eine Sünde, sich seiner Kinder zu freuen?"

„Nein, aber es ist nötig, sich seiner Unwürdigkeit bewußt zu sein. Wie sollte man sonst allzeit danken können?"

Luther streichelt sein Weib, und es gelingt ihm, ihr die Bangigkeit, die ihn befiel, zu verbergen. Magdalene sah einem Engel zu ähnlich. Aber: Ist Gott nicht da, und lachen die Kinder nicht bereits wieder auf dem Gange draußen?

Nie mehr kann Luther von dem Tage ab seine Magdalene ohne Nachdenken ansehen, und als sie im September 1542 krank wird, ahnt der Vater von der ersten Stunde an, daß sie nicht mehr aufsteht. Sie ist, so lieb er alle seine Kinder hat, sein besonderer Liebling. Wann aber wäre es anders, als daß die Not da auftritt, wo sie am schmerzhaftesten ist?

Hans und Magdalene haben immer am innigsten aneinandergehangen. Der Bruder weilt in Torgau bei Rektor Krodel, dem der Vater die Erziehung des Sohnes übertragen hat. Es ist nicht allzu weit von Wittenberg nach Torgau. Luther tut, was er kann, damit ihn nicht später sein Gewissen einer Versäumnis beschuldigt, und schickt einen Wagen, der Hans holen soll. Nun fährt der Sohn im fruchtschweren Herbst, wohl ein wenig verwundert darüber, daß er abgerufen wird, aber doch nichtsahnend und fröhlich denselben Weg, den seine Mutter einst mit hartschlagendem Herzen fuhr. Sie empfängt ihn. „Hans, Magdalene ist krank. Niemand weiß recht, wo es ihr fehlt, die Ärzte sagen, ihr Herz sei zu schwach. Nun tu alles, was du tun kannst, sie heiter und mutig zu machen. Laß dir nicht anmerken, daß du erschrocken bist. Vater und ich hoffen auf dich, und Gott wird seinen Segen dazu geben." Sie treten in das Krankenzimmer.

„Hans!" Magdalene streckt dem Bruder jubelnd die Arme entgegen. Er nimmt ihre beiden Hände. „Magdalene, wie kannst du krank werden? Siehst du nicht, wie die Sonne scheint? Die Äpfel sind reif, und an den Pflaumenbäumen wollen die Äste brechen. Wo fehlt es dir denn?"

„Ach, Hans, ich weiß es nicht. Ich bin so müde und kann nicht essen, und wenn ich einschlafen möchte, dann klopft das Herz so rasch, daß ich nicht schlafen kann. — Nun bleibst du bei mir?"

„Ja, ich bleibe bei dir."

Das schwache Lebensflämmlein flackert empor. Luther und Frau Käthe hoffen. Hans fragt die Schwester, ob er ihr etwa die stille, gute Maria Siebert holen soll. Sie schüttelt den Kopf. „Ihr sollt bei mir bleiben!"

Am anderen Morgen ist Luther rasch einmal durch den Garten gelaufen. Als er in das Haus zurückkehren will, steht Maria Siebert demütig da. „Herr Doktor, Ihr geht den schwersten Gang Eures Lebens."

„Wie meint Ihr das?"

„Gott hat Eurem Kinde droben den Platz bereitet."

„Und ich sollte sie nicht zurückhalten können mit meinem Gebet?"

„Wollt Ihr sie davon zurückhalten, daß Gott sie in die Hände nimmt?"

Luther geht in seine Zelle. Das Kind davon zurückhalten, daß Gott es in die Hände nimmt? Des Vaters Liebe findet hundert Einwände. Ist Magdalene nicht auch hier in Gottes Händen? Es ist bitter schwer, so zwischen Wollen und Müssen zu stehen! Ergebung, Martinus Luther! Hast du sie nicht an hundert Krankenlagern gepredigt, und hast du nicht genug der Freunde darauf hingewiesen? Weißt du nicht, daß Christus einst betete: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe? Er wirft sich nieder. „Ich habe sie sehr lieb, lieber Gott, aber so es dein Wille ist, daß du sie hinweg nehmen willst, will ich sie gern bei dir wissen. Ihr kann nichts Besseres geschehen."

Von nun ab weicht er keine Stunde mehr vom Lager, und den

ganzen Tag ist es ein sich immer wiederholendes Ringen zwischen tiefster Ergebung und inbrünstigem Flehen: Laß sie mir! Die Nacht kommt, die flackernden Kerzen werfen gaukelnde Schatten an die Wand. Langsam tropfen die Stunden. Wer fragt nach Essen und Trinken, wenn Sorge und Herzeleid so übermächtig werden?

„Magdalenchen", der Vater neigt sich über das halb schlafende Kind, „du bliebest gern hier bei deinem Vater und zieheſt auch gern zu jenem Vater?"

„Ja, herzlieber Vater, wie Gott will!" Des Kindes Stimme ist kaum vernehmbar.

Die Mutter steht am Fußende des Bettes, hat beide Hände vor das Gesicht geschlagen und weint bitterlich. Luther weiß nichts mehr zu sagen. Allen Trost des Wortes Gottes hat er seiner Frau bereits zugerufen. Er nimmt sie in den Arm. „Aber liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkommt. Sie kommt doch in den Himmel!"

Langsam, langsam erwacht der stille Herbstmorgen. Die Sonne kommt, und Sonne und Licht bedeuten Hoffen.

Luther tritt, übernächtig und hohläugig, dicht an Magdalenes Bett. Ihr Gesicht hat sich verändert. Es ist ein fremdes Antlitz. Der Tod löst die lieben Züge auf und schreibt dafür seine grausame Schrift. Es ist nichts mehr zu hoffen, und Luther, so gern er sich selber betrügen möchte, sieht es. Nun nicht mehr um Genesung, nun um Erlösung bitten, damit das Leiden nicht allzulange mehr währt. Das ist das Allerschwerste des Schweren, wenn Liebe um den Tod bitten muß. Hart liegen des Mannes Lippen aufeinander. Er kniet am Lager nieder. Frau Käthe legt ihm die Hand auf die Schulter. Man darf Sterbende nicht stören. Luther blickt auf und schüttelt den Kopf. Nein, er wird

sein Kind nicht stören, aber er kann es nicht hindern, daß ihm die Tränen schwer über die Wangen rollen. Ein letzter, leiser Atemzug. Das Kind hat keinen Finger mehr bewegt. Schöner ist es nie eingeschlafen, als da es zum letzten Male einschlief. Tot! Der Vater drückt das Haupt auf seines Lieblings Hände und weint und weint. Dem der Kampf auch nicht einmal Tränen löste, er opfert sie der Liebe.

Was kann ihm nun noch geschehen? Härter kann ihn das Leben nicht mehr schlagen. Er meint es ehrlich, als er bekennt: „Ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt. O, hätten wir einen solchen Tod. Keine Traurigkeit ist da denn des Fleisches." Die aber ist nicht nur da, die ist groß und bitter, und Luther sargt mit seinem Kinde ein Stück seines Lebens ein.

Die Eiche ist zerrissen. Noch bricht sie nicht, aber die Wunden, die der Sturm schlug, heilen auch nicht. Die Welt hat ein ander Gesicht. Luther wird wieder fröhlich, aber er rüstet sich zum Sterben und ordnet, was noch zu ordnen ist. Frau Käthe soll ein klares Testament vorfinden. Der Körper ist gebrochen, die Seele bleibt nicht unberührt. Draußen auf den Gassen singen die Studenten, spielen die Kinder, gehen Händler und Handwerker ihrem Verdienst nach. Ist das Leben um deswillen wert, gelebt zu werden? Dem, der da sinnend am Fenster steht, hat das Leben alles dargebracht, was es überhaupt zu geben vermag. Verleumdung und Ehre, Kampf und Frieden, Heimglück drinnen und Sturm draußen, gesunde Tage in unverwüstlicher Kraft und Krankheit bis auf den Tod. Was ist es alles? Schaum, der verweht, Schaum, der auf den Wellen kräuselt. Unter den Wellen aber da ist das ewig Ruhende, Bleibende, Sichere. Gott! Und ein anderes ruht gleichfalls wohl geborgen in der Tiefe. Das ist eines Volkes Seele. Das Auf und Ab des Siegens und Er-

liegens ist kein Abbild der Seele eines Volkes, und wer danach urteilt, der urteilt falsch.

Luther stemmt die Hände auf den Tisch und blickt grübelnd gegen die Wand: Meinen Deutschen bin ich geboren, ihnen habe ich die deutsche Bibel, den Katechismus, das Gesangbuch, die Kirche geben dürfen. Es ist müßig, zu erwägen, ob das alles so in einem anderen Volk der Erde möglich gewesen wäre; denn ich kenne die anderen Völker nicht. Wenn aber mein Herz recht hat, und es hat mich noch nie belogen, dann weiß ich, daß es nicht möglich gewesen wäre. Mit dem Herzen hat Deutschland das Wort Gottes aufgenommen, im Herzen ruht seine Stärke, und sucht es sie einmal in seinem Verstande, dann wird sich der Irrtum bitter an ihm rächen. Lieber Gott, was bin ich oft zugefahren! Der Grübelnde kraust die Stirn: Ich mußte und würde es wieder tun, wenn es das Wort gilt. Geht es aber um Menschen und menschliche Schwächen, ich — würde milder sein; denn ich selber bringe vor Gott nichts als ein: Gott sei mir Sünder gnädig!

Raschen Schrittes läuft er in den Garten, sucht den blinden Siebert auf, nimmt mit festem Druck seine Hand und stößt es heraus: „Mann, ich würde es nicht wieder tun!"

Der Blinde hebt den Kopf dem Gesicht Luthers entgegen. „Herr, Ihr müßtet es wieder tun!"

Das Wort erschüttert ihn. Frau Käthe sieht, daß ihr Mann etwas mit sich herumträgt, mit dem er nicht fertig zu werden vermag, und fragt ihn schließlich danach. Er erzählt ihr die Begegnung mit dem Blinden. „Und ich würde es doch nicht wieder tun!"

Frau Käthe schüttelt den Kopf. „Nein, das würdest du nicht, aber ich bin gewiß, daß Gott dem über sechzigjährigen Luther Entscheidungen ersparen wird, die er dem vierzigjährigen zumuten durfte."

„Ich bin alt, Käthe, ich weiß es ..."

„Nicht so sehr alt, als mürbe durch das Übermaß in allen Dingen, das dir beschert ward. Du bist, auf die Fülle des Erlebten gesehen, nicht zweiundsechzig Jahre, sondern weit mehr als doppelt so alt."

„Und wäre ich so alt wie Methusalem . . ."

„Wenn es um deinen Gott ginge, bliebst du immer der Mann von Worms, Marburg, Augsburg."

„Ja, du liebe Käthe! — Ich habe mich niemals um das Wort Gottes gesorgt, sooft man auch versucht hat, mich besorgt zu machen. Ob ich aber damit recht getan habe, die Sorgen der Fürsten, Spalatins und vieler anderer Getreuer so gering zu schätzen, wie ich es tat, das weiß ich nicht. Bei meinem Leben wird es, so Gott will, keine Not haben und guter Friede in Germania bleiben. Wenn ich aber sterbe, so betet! Unsere Kinder werden nach den Spießen greifen müssen, und in Deutschland wird es übel zugehen. Wenn ich tot bin, wird das Beten hoch vonnöten sein. — Das sollst du allen meinen Freunden sagen, wenn ich einmal die Augen zugetan habe." Luther nickte vor sich hin. „Man würde manches anders gemacht haben, wenn . . ."

„Martinus", unterbrach ihn Frau Käthe mit heller Stimme, „was sollten denn die Menschen in hundert oder in gar tausend Jahren von dir sagen?"

„Dann werden sie überhaupt nicht mehr von mir reden."

„Das steht nicht bei dir, und ich weiß, daß sie es tun werden. Aber wäre es dir lieb, wenn sie dann einen Heiligen aus dir machten?"

„Da sei Gott vor! Ich bin ein Mensch, und als einen solchen sollen sie mich sehen."

„Dann — bereue, was du falsch machtest, so sehr du kannst,

tröste dich der Gnade Gottes, die du auch mich sehen gelehrt hast, aber — danke ihm auch für das Unzulängliche."

„Das ist falsch, Käthe", brauste Luther auf. „Soll ich Gott dafür danken, daß ich zuweilen dem Teufel erlag?"

„Martinus, wir wollen uns nicht streiten. Es ist müßig. Wäre der Mensch nicht sündig, machte er keinen Fehler, wozu brauchte er dann Gottes Gnade? Diese Gnade ihn aber sehen gelehrt, alle Dornen und Steine, die im Wege lagen, weggeräumt und den Zugang zu Gott freigemacht zu haben, das ist dein und der anderen Arbeit, und das ist das Geschenk, das euch Gott gab. — Warum ich dir das sage? Martinus, du bist nicht mehr der alte."

„Weil ich alt werde und mir die Krankheit doch wahrlich genug zu schaffen macht."

„Ja, Martinus, aber mir ist, als könntest du nicht mehr so froh sein, wie es deine Art war. Dir tut auch der harmlose Übermut junger Menschen weh, und . . ."

„Ach, darauf willst du hinaus? Ich kann es nicht harmlos nennen, wenn Wittenberg zu einem Sodom wird, in allen Bursen des Zechens kein Ende ist, die Studiosen sich raufen, schlagen, schreien und ganz vergessen, daß immer und immer die tägliche Reue und Buße nötig ist."

„Es sind junge Menschen, Martinus!"

„Rede mir nicht dawider. Der Teufel soll uns nicht eine Kapelle neben das Haus Gottes bauen, das wir errichtet haben. Ich kann dreierlei tun, ich kann die Leute bitten, das widerstrebt meiner Natur, ich kann dazwischen fahren, des bin ich willens, ich kann ihnen aus dem Wege gehen, das . . ."

„Siehst du, das ist es, was ich ahnte."

„Käthe, ich stehe da wie Elias, einsam. Es ist kaum noch

einer der alte, der er mir gegenüber einmal war, auch Philippus ist es nicht mehr."

„Du hattest mir befohlen, die ganze Bibel zu lesen. Ich habe es getan, du weißt es."

„Um der fünfzig Gulden willen, die ich dir versprach und auszahlen mußte", sagte Luther lächelnd.

„Das war kein Lohn für mich, sondern eine Strafe für dich, darum, weil du nicht glaubtest, daß ich die ganze Bibel lesen würde. — Du sprachst vom Propheten Elias. Hat ihm Gott nicht gesagt: Ich habe noch siebentausend übrig bleiben lassen, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben? Und Elias glaubte, er stünde allein."

Ein langer, sinnender Blick Luthers. Er ging hinaus, und es war, als klopfe Gott heute mit noch lauterem Finger an als sonst. Der Doktor begegnete Maria Siebert. Ihr Haar war weiß, ihre Augen waren wissend und trotzdem blank. Sie erlebte Freude an ihrem Sohne, der bereits als Student zu Luthers Füßen saß, und war auch als Frau eines Mannes, der einst mit Gott und der Welt zerfallen gewesen und nun wieder einig war, glücklich. Den Weg zu dem Glück hatte ihr Luther gewiesen mit seinem: Immer zuerst danken! Es war nicht leicht gewesen, den blinden Mann auf den Weg mitzunehmen, sondern sie hatten beide miteinander erst eine hohe, sperrende Mauer abtragen müssen, aber es war gelungen, der Weg war frei. Und nun schien es Frau Maria, als ginge der, der ihr den Pfad gewiesen, ihn selber nicht mehr.

Luther plauderte mit ihr. Der Ton zwischen ihnen war im Laufe der Jahre frei und vertraulich geworden. Maria Siebert sah in dem Doktor nicht mehr den durch eine unüberbrückbare Kluft getrennten Großen, sondern den Mann, der kämpfen

mußte und so gern Frieden haben wollte. Sie hatten dies und das über den Garten, den jungen Studiosus, die eigenen Kinder Luthers geplaudert. Er wollte weiter gehen. Da sagte Frau Maria halb neckisch, halb ernst: „Herr Doktor, wollt Ihr mir ein freies Wort verstatten?“ Und als Luther nickte: „Ich wollte nur sagen, daß wir jedes Gebet mit einem Dank beginnen müssen.“

Da ging Luther hastig weiter. Der Tag war gewonnen, der aus Verbitterung geborene Plan, von Wittenberg weg zu gehen, ward beiseite gelegt. Frau Käthe sorgte dafür, daß die Tafelrunde nicht kleiner ward, und der Frohsinn an ihr Raum hatte. Luther war wieder, der er gewesen, seine Tage waren Gebet und Arbeit.

Ein Vierteljahr später fand ihn Frau Käthe wieder einmal bewußtlos neben dem Tisch in seiner Studierzelle liegen. Es war der dritte oder vierte Schlaganfall, den er erlitten. Krank lag er in seinem Bett, und auf den Straßen sangen die Studenten. Er erholte sich, stand wieder auf, begegnete in den Gassen Betrunkenen, sah, daß in dem und dem Hause ein Fest gefeiert ward, hörte die Leute, wie ihm schien, lauter lachen als sonst. Also war Wittenberg doch zum Sodom geworden? Nein. Es war nicht anders als sonst auch. Der ein anderer geworden war, das war Luther. Er riß sich empor, wetterte gegen das ungöttliche, liederliche Leben und Treiben in Wittenberg und forderte von dem Magistrat strenges und hartes Zugreifen. Der Magistrat aber versagte, denn er fand das Treiben gar nicht so gottlos, und die Jungen wie die Alten, gegen die sich Luther gewandt, ließen sich ihre Freiheiten nicht beschränken.

Luther reiste nach Zeitz in der Absicht, bald wieder zurückzukehren. Er saß mit einem der Ratsherren zusammen. Die Rede kam auf Wittenberg. Der Ratsherr lachte. „Herr Doktor“,

sagte er, „wir wissen, daß die Wittenberger jetzt im Zechen, Tanzen und Spielen sich nicht genug tun können."

Luther schlug auf den Tisch. „Das ist Euch bekannt?"

„Ei freilich. Aber nicht nur hier und uns, sondern überall und allen."

„Sodom!" knirschte Luther. „Ich kehre nicht wieder zurück!"

Der Ratsherr erschrak. „Herr Doktor, so ist es doch nicht gemeint."

„Ich kehre nicht wieder zurück!"

Jetzt war der Ratsherr in Angst. Was würden die Wittenberger sagen, wenn man ihm den Entschluß Luthers in die Schuhe schöbe! Wittenberg ist nichts ohne Luther, die Universität verödet ohne ihn. Also jagt er einen Boten nach Wittenberg, die Stadt aufzurütteln. Der begegnet unterwegs einem anderen, der zur Frau Doktorin will und in der Tasche einen Brief Luthers trägt, in dem er seine Frau auffordert, gleichfalls fortzugehen.

In der Stunde, in der Frau Käthe den Brief erhielt, läßt sie alle die alten Freunde kommen und teilt ihnen ihres Mannes Entschluß mit. Die Ratsherren aber laufen in die Häuser der Herren, treffen sie nicht daheim, gehen in das schwarze Kloster, finden sie da und wissen nur eines: „Ihr Herren, helft uns! Luther muß zurück!" Der Rat verspricht, dafür zu sorgen, daß in Wittenberg alles nach Luthers Wunsch und Willen geschieht.

So kommen sie denn nach Zeitz, Melanchthon, Bugenhagen und der Bürgermeister. Luther steht da, breitbeinig, die Stirn gekraust. „Ihr versprecht, ihr Herren. Wer aber bürgt mir dafür, daß es geschieht?"

„Wir verbürgen uns."

„Ich habe mich einst vermessen, mit drei Predigten eine Stadt

auf den Kopf zu stellen. Die Wittenberger aber sind so verdorben, daß sie nicht auf zehn und zwanzig Predigten gehört haben."

„Herr Doktor", der Bürgermeister nimmt das Wort, „wir werden sie zu strafen wissen."

Luther achtet es nicht. Melanchthon tritt ihm einen Schritt näher.

„Martinus, was sollen wir ohne dich anfangen?"

„Ihr werdet sowieso bald ohne mich sein."

„Davor bewahre uns Gott! Nicht zornig sein, Martinus!"

„Es ist gut, Philippus, ich will es bedenken."

Die Herren gehen, und kurz danach klopft es schüchtern an Luthers Tür. Über die Schwelle tritt Maria Siebert, ihren blinden Mann an der Hand führend.

„Was wollt denn ihr?" fragt Luther betroffen.

„Nicht viel", antwortet der Mann. „Sagt uns, wohin Ihr geht?"

„Warum?"

„Weil wir doch mit Euch gehen müssen."

„Ja", fällt die Frau ein, und ihre Augen leuchten, „meint Ihr, Herr Doktor, wir hätten den weiten Weg durch Thüringen zu Euch in großer Not gemacht, um, da Ihr in Not seid, nicht bei Euch zu bleiben?"

„Aber ihr könnt mir doch nicht helfen."

Frau Maria ist ernst. „Herr Doktor, ist es nichts, wenn ein Mann, der im Kriege der Bauern geblendet ward, nicht mehr ohne Euch sein kann?"

„Ja, Frau. Helf Gott, das ist etwas." Luther streicht sich über die Stirn. Er nimmt des Blinden Hand. „Mann! Du sprichst mich frei?"

„Herr, ich bitte Gott alle Tage, daß er Euch stark erhalte und milde sein lasse."

„Ihr habt so große Freude an dem Garten", fällt Frau Maria ein, „darum müssen wir Euch doch wieder einen herrichten."

Luther sieht sie gütig an. „Es würde schwer für Euren Mann sein, sich in einem neuen Garten zurecht zu finden. Ihr Leute, wißt Ihr, was ich Euch zu danken habe? Gerade euch zweien? Das deutsche Weihnachtsevangelium. — Kommt, wir gehen wieder miteinander nach Wittenberg!"

*

Am 23. Januar 1546 bricht ein kleiner Zug von Wittenberg auf. Luther fährt im Wagen. Es geht ihm gut. Der Abschied von Frau Käthe war herzlich und fröhlich. „Wir sind bald wieder da!" Drei Söhne Luthers, der treue Famulus Wolf, der nun auch anfängt, gebrechlich zu werden, und Martin Siebert reiten mit. Luther hat Freundschaft zwischen ihm und Hans gewünscht. Der Wunsch ward freiwillig erfüllt. Martin ist der älteste der jungen Männer und hat sein theologisches Studium hinter sich. Luther unterhält sich viel mit ihm. Es ist, als übertrage er ihm ein Erbe. Von kommenden schweren Zeiten redet er: Feststehen auf dem Felsen des Evangeliums! Nicht daran rühren lassen! Und ginge die Not einmal noch so hoch, größer als die größte Not ist der, der sie schickt und tragen hilft! „Das sollst du wissen: Nicht die Zeit darf den Mann beugen. Der rechte Mann beugt in Gottes Namen die Zeit!"

Hundertdreizehn Reiter harren Luthers als Ehrengeleit an der Mansfeldischen Grenze. Es gilt, einen Streit der Grafen von Mansfeld zu schlichten. In Eisleben, wo Luther geboren

ward, sollen die Verhandlungen sein. Sie sind lang und schwierig, und Luther, der Schiedsrichter, wird krank. Dreimal hat er in der alten Kraft gepredigt. Nach dem vierten Male bricht er zusammen. Er rechnet erst damit, daß, sobald er nach Wittenberg zurückgekehrt sei, er sich in den Sarg legen werde, und spricht nachher ahnungsvoll: „Ich bin in Eisleben geboren und werde auch da sterben."

In dem Ofen prasselt das Holz. Luther friert. Die Brust schmerzt ihn, er kann kaum Atem holen, und er ist müde. Auf dem Ruhebett erholt er sich ein Weilchen und geht dann in seine Kammer.

Die Turmuhr hat die erste Stunde des 18. Februar verkündet. Luther wird wach, die Zähne schlagen ihm vor Frost aufeinander. Es ist ihm sterbensweh, und er spürt, daß seine letzte Stunde da ist. Wohl ist er ein müder Mann, aber die Stunde sieht ihn nicht schwach. Seine Augen gehen ernst von einem zum anderen. Die Kammer ist voller Getreuer. Auch Graf Albrecht ist mit seiner Gemahlin da. Hans Luther trocknet dem Vater den kalten Schweiß von der Stirn. Es ist still in der Kammer. Und dreimal schallt es in die Stille als Bekenntnis zu seinem Lebenswerke aus dem Munde des Sterbenden: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab." Die Gnade Gottes, wie sie sich in der Sendung seines Sohnes offenbarte, ist der Grund, den sich Luther erkämpfte, auf dem er stand, von dem aus er stritt und siegte, und auf dem er stirbt. „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände, denn du hast mich erlöst, du treuer Gott!"

Er schließt die Augen, und sein Atem wird matt. Es ist die letzte Entscheidungsstunde. Des Glaubens höchste Gewißheit bewährt sich erst ganz vor der Pforte der Ewigkeit.

Jonas und Cölius neigen sich über den Sterbenden. „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt habt, sterben?"

„Ja!"

Von allen gehört, für alle Ewigkeit gesprochen. Kein Schwanken, kein Zaudern ob der Verantwortung hier und dort. Ja!

Still legt Luther die Hände ineinander. Sein Werk ist vollbracht. Kein Zucken, kein Krampf. Das Herz steht still, der Streiter Gottes ist tot.

Als Quellen wurden dankbar benützt:
Karl Holl, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte: Luther; Dr. Otto Scheel, Martin Luther Band 1 und 2, sowie andere Luther-Werke.

Weitere Bücher von Gustav Schröer

Gustav Adolf und sein Getreuer

Eine geschichtliche Erzählung. 6-10. Tausend. 168 Seiten. Leinen RM. 3.50

Gustav Schröer hat diese historische Gestalt aufs trefflichst gezeichnet. Nicht nur der Schwedenkönig selbst ist dabei plastisch wundervoll herausgearbeitet, sondern ebenso klar seine Mission und seine Bedeutung für den Protestantismus geschildert, so daß wir diese Schöpfung unserer heranwachsenden Jugend und unserem evangelischen Volk überhaupt als ein Wertbuch ersten Ranges empfehlen können. (Basler Nachrichten)

Joachim Werner

Der Weg eines Menschen. 6.-10. Tausend. 176 Seiten. Leinen RM. 3.50

Dies innerliche, christliche, sozial versöhnende Buch gehört zu den Wegweisern, die auch besonders in die Hände unserer Jugendlichen gehören. Es ist aus lebensbewährter, warmer Herzensfrömmigkeit geschrieben und beweist, daß wir um echt christliche Literatur nicht verlegen sind. (Oldenburger Kirchenblatt)

Frau Käthe Werner

Die Geschichte einer tapferen Frau. 21.-25. Tauf. 208 S. Leinen RM. 4.—

Ein köstliches Buch, edel, zart und rein. Seine Sprache ist ungekünstelt wie ein frischer Quell, die Schilderung von Natur und Landschaft meisterhaft, die Gestalten lebenswahr. Was aber das Schönste ist an diesem Buch, das ist der Einblick, den der Leser bekommt in ein wahrhaft glückliches Familienleben. (Ev. luth. Schulblatt)

Der fröhliche Balthasar

Eine Erzählung. 96 Seiten. Fein gebunden RM. 1.20, Leinen RM. 1.50

Das feine, zarte, wertvolle Büchlein bringt echte Freude und stärkt das Gottvertrauen. Es ist eine köstliche Gabe für unsere betrübte, freudlose Zeit. (Ev. Gemeindeblatt, München)

Das Büchlein ist eine Perle deutscher Heimatliteratur, sehr zum Vorlesen in der Familie geeignet. (Die Ernte)

Quell-Verlag / Stuttgart

Weitere wertvolle Bücher aus dem
Quell-Verlag von
Gustav Schröer

Gustav Adolf und sein Getreuer

Eine geschichtliche Erzählung

6.—10. Tauf. 168 S. Leinen RM. 3.50

Uneingeschränktes Lob gebührt der Erzählung von Schröer: Gustav Adolf und sein Getreuer. Das Buch ist ungemein frisch und lebendig und dabei in schlichter, klarer Sprache geschrieben. Besonderen Reiz und Wert erhält es dadurch, daß es sich nicht auf die Schilderung der äußeren Ereignisse beschränkt, sondern uns auch einen tiefen Blick in das Innere des großen Königs tun läßt.
(Literaturbericht, Leipzig)

Joachim Werner

Der Weg eines Menschen

6.—10. Tauf. 176 S. Leinen RM. 3.50

In dem „Joachim Werner" enthüllt und verbirgt Schröer seine eigene Jugend bis zu seiner ersten Lehreranstellung und seiner Heirat. Hier haben wir den lebensgeschichtlichen Schlüssel seiner starken bäuerlichen und doch so tief sozialen Lebensauffassung. Er liegt in einem Arbeiterstande, der noch tief die verlorene Bauernheimat im Herzen trägt. So ist es auch ein äußerst wertvolles zeitgeschichtliches Bild und für die inneren Zusammenhänge zwischen Glauben u. Bauerntum sehr aufschlußreich. *(Die Dorfkirche)*

Frau Käthe Werner

Die Geschichte einer tapferen Frau

21.—25. Tauf. 208 S. Leinen RM. 4.—

Es ist ein Buch voll Seele und Liebe, das vor allem jeder Frau und Mutter köstliche Freude bereiten wird.
(Die Pflugschar)

Es ist das schönste Denkmal, das in unserer Zeit der deutschen Frau gesetzt wurde. Nichts Gesuchtes, Gemachtes und Unnatürliches steht in diesen Blättern, sondern blutfrisches Leben. *(Der Jungdeutsche)*

Der fröhliche Balthasar

Erzählung. 96 S. Geb. RM. 1.20, Hlwd. oder Lwd. je RM. 1.50

Wer dies kleine Buch einmal gelesen hat, muß es so liebgewinnen, daß es hinfort zu seinen köstlichsten Schätzen gehört, denn es ist selten rein, still und tief. *(Wort und Tat)*